

Die Arbeiterin

Zeitschrift

für die Interessen der Frauen und Mädchen des arbeitenden Volkes.

Organ aller auf dem Boden der modernen Arbeiterbewegung stehenden Vereinigungen der Arbeiterinnen.

Eintracht macht stark — Bildung macht frei!

Redaktion: Emma Jhrer, Welten (Marf). — Expedition und Verlag: Fr. Meyer, Hamburg, Rosenstr. 35.

Erscheint wöchentlich einmal und zwar am Sonnabend.

Annoncen pro Zeile 20 Pfennig. Vereine erhalten Rabatt.

Abonnement pro Vierteljahr 1 Mark, Einzelnummer 10 Pf. Direkt per Kreuzband Mk. 1.40.

Freunde und Freundinnen! Sorgt für die Verbreitung der „Arbeiterin“!

Der zweite Parteitag der deutschen Sozialdemokratie

Nach Aufhebung des Sozialistengesetzes findet zur Zeit, während wir diese Zeilen schreiben, in Erfurt statt. Nicht nur die deutschen Arbeiter und Arbeiterinnen, nicht nur das ganze Deutschland richtet seine Blicke nach Erfurt, nein — ohne Uebertreibung können wir es sagen — in der ganzen Welt ist man gespannt auf das, was der Telegraph, was die Zeitung von dort berichtet. Dieser Umstand berechtigt die deutsche Sozialdemokratie zu den größten Hoffnungen, er zeigt so recht die Bedeutung der Partei. Und das, was für uns so selbstverständlich wie nur etwas ist, die Vertretung einzelner Kreise durch Frauen, das wird von unserer bürgerlichen Presse ganz besonders vermerkt. Bei der großen Bedeutung des Kongresses sind auch wir Willens unseren Leserinnen ein Bild von den Verhandlungen desselben zu geben, trotzdem unser Raum beschränkt ist. Für heute bringen wir in Anbetracht dieses Umstandes einen Auszug aus dem Bericht des Parteivorstandes, während die nächste Nummer das für unsere Leserinnen Wichtigste vom Parteitag selbst enthalten wird. Vorher noch einige Worte über die Eröffnung des Parteitages:

Die Delegirten aus allen Gauen Deutschlands trafen am 6. und 7. Uhr in den festlich geschmückten Räumen des Versammlungslokals ein. Der große Saal ist mit rothen Schildern decorirt, auf welchen sich Sinsprüche unserer Partei befinden. Von den Wänden flattern rothe Fahnen in den Saal. Von der Decke wallt ein mächtiges rothes Banner in den Saal hinab. Ueber der Tribüne prangt in weithin sichtbarer Inschrift das Wort: „Proletarier aller Länder vereinigt Euch!“ und „Die Arbeiter sind der Fels, auf dem die Kirche der Zukunft aufgebaut werden soll!“

Gegen 7 1/2 Uhr eröffnet Singer, von allseitigem Beifall begrüßt, die Verhandlungen mit einer zündenden, kräftigen Ansprache. „Wichtige Aufgaben“, so führt er aus, „stehen dem Parteitage bevor. In Halle, wo wir vor einem Jahre versammelt waren, hatten wir die Neu-Organisation der Partei zu schaffen. Diese Neu-Organisation hat sich auf das Trefflichste bewährt; heute haben wir ein neues Programm zu schaffen, welches uns, wie das alte, ein Führer im Kampfe, als ein Leitstern zu neuen Siegen voranleuchtet. Wenn auch die Ansichten der Parteigenossen in einzelnen Fragen auseinander gehen sollten, so sind wir doch alle von einem Prinzip beseelt, und die Verhandlungen werden zu einem Ergebnis führen, welches nicht nur der Sache, sondern auch dem Nutzen und dem Gedeihen der Partei entsprechen wird. Die Geschlossenheit und Einigkeit der Partei wird über alle Verleumdungen und Angriffe der Gegner erhaben sein. Wir blicken auf Erfolge zurück, wie sie keine andere Partei zu verzeichnen hat. Blicke sie auf die Wahlen in Baden, sehen Sie auf unsere Erfolge in Rheinungen und in Sachsen. Unsere wackeren sächsischen Parteigenossen bringen uns drei neue Mandate und 20 000 Stimmen mehr als bei den fünfundachtziger Wahlen! (Stürmisches Bravo!) Die Genossen, die hier in diesem Saale versammelt sind, sind sich ihrer Pflicht bewusst. Die Sozialdemokratie Deutschlands hat es soweit gebracht, daß die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf diesem Saal ruht. Wir haben unsere Gegner mit Waffen kämpfen, mit welchen sie wollen — an unserer Einigkeit, an unserem Gefühl der Zusammengehörigkeit, an dem Bewußtsein, welches die Ausbeuteten aller Länder zusammenhält, werden ihre Hoffnungen täglich Schiffbruch leiden.

Wir treten ein für volle Freiheit der Meinungsäußerung, aber wir verlangen auch, daß jeder Parteigenosse beseelt ist von dem Gefühl, von der Pflicht der Unterordnung. Die Beschlüsse des Parteitages sind zu achten, sie sind die höchste Instanz, welche in unserem Parteileben existirt.

Redner schließt mit einem Hoch auf die deutsche, auf die internationale Sozialdemokratie, auf das Proletariat aller Länder, welches stürmischen, begeisterten Widerhall

Der Bericht des Parteivorstandes

liegt den Delegirten gedruckt vor. Wir entnehmen demselben Folgendes:

Die vom vorigen Parteitag beschlossene Organisation ist sofort nach Schluß desselben ins Leben gerufen worden. In allen Städten und Orten, wo immer nur in erheblicher Anzahl die Genossen wohnten, sind Vertrauensleute gewählt worden, welche sodann mit der Parteileitung in Verbindung traten und in jeder Beziehung Auskunft, Rath und wünschig pekuniäre Hilfe für die Agitation erhielten. Es wurden Provinzial- und Landesparteitage abgehalten, in welchen sich die Genossen über die in ihren Bezirken besonders nöthigen Maßnahmen besprachen. In allen diesen Parteitagen wurde die Betheiligung an den Wahlen zur Gemeinde resp. Stadtvertretung, sowie an den Landtagswahlen beschlossen. Ebenso hat die Parteileitung nach ihrem Bericht für lebhafteste Agitation, namentlich in den ländlichen Bezirken, Sorge getragen. Diese Agitation ist sowohl mündlich durch Versammlungen, als auch durch eigens zu diesem Zweck verfaßte Broschüren geschehen.

Außer der allgemeinen Agitation hat die Partei im Laufe des letzten Jahres ihre Kräfte in einer Reihe von Wahlkämpfen zu erproben gehabt. An Reichstagswahlen war die Partei betheiligt bei den Nachwahlen in den Wahlkreisen Würzburg, Sonneberg, Gießensmünde, Kassel, Tilsit und Memel. In allen diesen Wahlkämpfen fiel zwar der Sieg den gegnerischen Parteien zu, aber nicht, ohne daß ihnen unsere Genossen denselben sauer genug machten. In Sonneberg verdanken die Freisinnigen ihren Sieg nur der Unterstützung der Nationalliberalen und dem weiteren Umstande, daß noch auf Grund alter Wählerlisten abgestimmt wurde. In Kassel gingen schließlich Freisinnige, Konervative und Antifemiten einträchtig Hand in Hand, um dem Nationalliberalen zum Mandat zu verhelfen.

Es zeigte sich hier die „eine reaktionäre Masse“ in hellster Beleuchtung, und selbst ein angesehenes Organ der Linksliberalen meinte von diesem Bündnis, es wäre „die politische Unfittlichkeit in der Potenz, wenn es — nicht der einzige vernünftige Ausweg gewesen wäre.“ Vernünftig

natürlich vom Bourgeoisstandpunkt aus, welcher in klassenbewußten Arbeitern den Todfeind sieht, zu dessen Bekämpfung sich im gegebenen Falle selbst Eugen Richter und Bödel die Hand reichen, wobei Stöcker den Segen dazu gibt.

Bei den Wahlkämpfen im XIX. hannoverschen Wahlkreise und in den Kreisen Tilsit und Memel war die Möglichkeit eines Wahlsieges für uns von vornherein ausgeschlossen. Wenn die Partei im ersteren Kreise doch erhebliche Anstrengungen machte, so geschah dies speziell in Rücksicht darauf, daß dort der gewesene Reichskanzler Bismarck sich um das Mandat bewarb und in dem Falle die Partei-Ehre es gebot, dem Vater des Ausnahme-Gesetzes gegen die Sozialdemokratie den Sieg so schwer als möglich zu machen. Dieser Zweck ist auch vollständig erreicht worden, daß der von bezahlten oder überspannten Speichelleckern als „größter Staatsmann aller Zeiten“ gefeierte Reichskanzler a. D. erst in der Stichwahl, und zwar gegen den von unserer Partei aufgestellten „Zigarrenarbeiter“ zum Mandat gelangen konnte.

Die Wahlen in Tilsit und Memel brachten für unsere Kandidaten einen so bedeutenden Stimmenzuwachs gegen die letzten allgemeinen Wahlen, daß das Geschwäh der Gegner vom „Rückgange der Sozialdemokratie“ von da ab elend verstummt.

Sehr beachtenswerthe Erfolge hat die Partei in verschiedenen Ländern bei den Landtagswahlen erzielt. Im Großherzogthum Hessen sind die beiden Mandate in Mainz bei der Neuwahl behauptet und ein weiteres Mandat im Landbezirk Offenbach dazu gewonnen worden. Ebenso sind Sitze durch unsere Genossen in Baden und Meiningen erobert worden, so daß auch in Landesvertretungen dieser Staaten zum ersten Male Genossen unserer Partei eintreten.

Daß diese Erfolge erzielt wurden und der Boden für neue weitere Erfolge vorbereitet ist, das verdanken wir in erster Linie der unermüdeten Thätigkeit unserer Genossen allerwärts. Soweit aber die Parteileitung dazu beitragen konnte, hat sie es an Unterstützung nicht fehlen lassen, wie die Genossen aus dem nachstehenden Kassenbericht ersehen, in dem unter den Ausgaben diejenigen Posten, welche der Agitation dienen, den Löwenanteil einnehmen.

Kassenbericht.

A. Einnahmen der Parteikasse vom 1. Oktober 1890 bis 30. September 1891.

Im Monat.	Zns. gesamt		Von gesammten Einnahmen entfielen auf										Kassenbestand				
	Mk.	Pf.	Freiwillige Beiträge		Zinsen		Schriften-Überschuß		Ueberschuß des „Gemeindefonds“		Verschiedene Einnahmen		Rückzahlung von Darlehen		Mk.	Pf.	
			Mk.	Pf.	Mk.	Pf.	Mk.	Pf.	Mk.	Pf.	Mk.	Pf.	Mk.	Pf.			
1890. Oktober	12118	75	10972	50	406	55	538	20	—	—	201	50	—	—	7184	20	
„ November	28547	—	18046	50	549	10	—	—	9951	40	—	—	—	—	—	—	
„ Dezember	6859	—	6361	50	472	50	—	—	—	—	—	—	25	—	—	—	
1891. Januar	31341	10	19920	45	1998	65	300	—	9097	—	—	—	25	—	—	—	
„ Februar	5807	05	5342	05	360	—	—	—	—	—	30	—	75	—	—	—	
„ März	9042	55	8617	55	—	—	—	—	—	—	—	—	425	—	—	—	
„ April	23920	25	11501	70	100	—	—	—	8141	55	—	—	4177	—	—	—	
„ Mai	12929	25	10832	95	71	30	—	—	2000	—	—	—	25	—	—	—	
„ Juni	15900	85	13140	85	735	—	—	—	—	—	—	—	2025	—	—	—	
„ Juli	30519	80	18775	45	—	—	—	—	9719	35	—	—	2025	—	—	—	
„ August	31940	15	31915	15	—	—	—	—	—	—	—	—	25	—	—	—	
„ September	14940	85	13418	35	997	50	—	—	—	—	—	—	525	—	—	—	
		223866	60	168845	00	5690	60	838	20	38909	30	231	50	9552	00	7184	20

223 866,60 Mk.

Kassenbestand am 1. Oktober 1890

7 184,20

231 050,80 Mk.

B. Ausgabe der Parteikasse vom 1. Oktober 1890 bis zum 30. September 1891.

Im Monat	Zns. gesamt		Von den genannten Ausgaben entfielen auf:														
	Mk.	Pf.	Unterstützungen	Pragm- und Gefängnislofen	Allgemeine Agitation	Wahl- Agitation	Reichstagslofen	Schriften-Verkauf	Verwaltungsausgaben	Verschiedene Ausgaben	Darlehen	Zufuß für Coacta Robert-ica	Zufuß für Erziehungsbilfs-ung				
1890 Oktober	6194	90	1208	—	30	—	1406	50	600	—	—	—	1950	40			
„ November	6286	5	557	50	253	45	2500	50	1120	—	137	—	1717	60			
„ Dezember	12768	25	915	—	1268	75	3920	40	61	10	2050	—	1653	—			
1891 Januar	14345	65	813	50	368	—	2648	75	600	—	4000	—	1663	40			
„ Februar	17912	45	665	—	736	40	3463	50	2840	10	3100	—	1052	85			
„ März	21638	50	662	—	519	55	1045	40	2178	5	1500	—	1833	50			
„ April	12045	55	700	—	98	95	1897	40	50	—	3200	—	1232	40			
„ Mai	8553	—	1064	—	504	5	2243	—	—	—	1500	—	1041	95			
„ Juni	6147	50	540	—	350	—	1790	70	—	—	—	—	1116	80			
„ Juli	12611	55	727	—	148	—	1597	—	800	—	219	60	1425	30			
„ August	6677	80	1485	—	899	80	2657	30	129	40	—	—	906	30			
„ September	10468	65	1412	—	800	40	6309	45	68	—	20	—	1258	80			
		134949	85	10749	—	5987	35	31479	90	8446	65	15706	60	745	16852	30	52

134 949,85

Dazu kommt Ausgabe für Kapitalanlage

94 080,95

Kassenbestand am 30. September 1891

2 020,—

231 050,80

*) Quorum 10000 Mk. Kaution, die nach Landesgesetz zu leisten war.

Das erste und wichtigste Agitationsmittel ist die Presse. Die Zahl der periodisch erscheinenden sozialdemokratischen Organe und der Gewerkschaftsblätter zeigt nachstehende Zusammenstellung für das 4. Quartal 1891, welche gleichzeitig den Stand der Parteipresse zur Zeit des Halle'schen Parteitages angibt. — Es erscheinen:

Politische Blätter:		
	1891	1890
Wöchentlich sechsmal	27	19
dreimal	26	25
zweimal	6	6
einmal	10	10
Zusammen	69	60

Dazu eine wöchentlich einmal erscheinende wissenschaftliche Revue „Die neue Zeit.“ sowie ein ebenfalls wöchentlich erscheinendes Unterhaltungsblatt „Der Gesellschafter“ und zwei alle 14 Tage erscheinende Wochensblätter „Der wahre Jakob“ und „Der süddeutsche Postillon.“

Gewerkschaftsblätter:		
	1891	1890
Wöchentlich dreimal	1	1
zweimal	26	17
Monatlich dreimal	4	2
zweimal	20	20
einmal	4	2
Zusammen	55	42

Wie viele Opfer auch persönlich und materiell gebracht werden müßten, das Eine steht fest: Alle die Gefängnisstrafen, welche Agitatoren und Redakteure erdulden mußten, alle die Kosten die gedeckt werden mußten, sie haben zur Kräftigung und Stärkung der Partei beigetragen.

Die Frauen und Mädchen des arbeitenden Volkes

haben kürzlich wieder einmal die zum allergrößten Theile nicht arbeitenden „Damen“ der Bourgeoisie beschäftigt.

Auf der Ende September in Dresden abgehaltenen Generalversammlung des „Allgemeinen deutschen Frauenvereins“, mit welcher diesmal ein „Allgemeiner Frauentag“ verbunden war, sprach unter Anderen Frau Löper-Houffelle (Baden) über das Thema: „Wie wirken wir am erfolgreichsten auf die Frau aus dem Volke?“ Die Rednerin betonte, wie wir aus einem und vorliegenden Bericht ersehen, die Wichtigkeit, der Frau der ärmeren Klasse zu einer Erhöhung der Lebenshaltung zu verhelfen; dies sei ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage. Die besser situierte Frau habe die Pflicht, der armen, ungebildeten Mitgeschwester mit ihrer größeren Erfahrung zur Seite zu stehen; die Armut sei häufig nur durch den Egoismus der besseren Stände erzeugt. Die niedere Frau müsse besser für ihren Beruf vorgebildet werden. Rednerin forderte obligatorische hauswirtschaftliche Fortbildungsschulen im Anschluß an die Gemeindefschulen.

Bemerkenswerth ist an diesen Ausführungen zunächst das Beständnis, daß die Armut häufig nur durch den Egoismus der „besseren Stände“ erzeugt ist. Wir stimmen dem vollkommen zu und freuen uns, daß sich die Erkenntnis der wahren Ursachen der Noth endlich auch in den Reihen der Besitzenden Bahn zu brechen scheint. Es ist nur ein folgerichtiges Ergebnis dieser Erkenntnis, wenn die Rednerin dann weiter betont, daß die Besitzenden die Pflicht hätten, den Besitzlosen zu helfen. Es fragt sich nun, wie das geschehen soll. Da ist es nun wieder bemerkenswerth, daß Frau Löper es für das Wichtigste hält, der Frau der ärmeren Klasse zu einer Erhöhung der Lebenshaltung zu verhelfen. Aber hier läßt sie mit einem Male ihre Einsicht im Stich. Sie macht den bekannnten Trugschluß, in der Erhöhung der Lebenshaltung ein Mittel zur Lösung der sozialen Frage zu erblicken, während umgekehrt die Lösung der sozialen Frage das alleinige Mittel zu einer wirklichen Erhöhung der Lebenshaltung und zur Schaffung einer menschenwürdigen Existenz ist.

Es ist wieder nur ein folgerichtiges Ergebnis dieses Irrthums, wenn die Rednerin, trotzdem sie das Ziel erkannt und vor Augen hat, dennoch nur auf die bekannnten, längst als wirkungslos erkannten Vorschläge verfällt. Sie will die „niedere Frau“ besser für ihren Beruf vorbereiten. Für welchen denn? Natürlich für den der Hausfrau und Mutter. Als ob die „niedere Frau“ überhaupt Zeit hätte, Hausfrau und Mutter zu sein! Die Entwicklung der Industrie in Verbindung mit der Profitgier des ausbeutenden Unternehmertums hat es längst dahin

gebracht, daß die „niedere Frau“ selten etwas anderes als Industriearbeiterin sein kann. Aber davon will Frau Löper abermals nichts wissen. Sie hat es sich in den Kopf gesetzt, aus der Arbeiterin eine Hausfrau zu machen und verlangt hauswirtschaftliche Fortbildungsschulen, deren Besuch für alle der Volksschule entwachsenden Mädchen obligatorisch (verpflichtend, gezwungen) ist. Natürlich wird der Unterricht nicht am Tage stattfinden können, denn da müssen ja die Mädchen, die vom 14. Jahre an in die Fabrik gehen, arbeiten, um dem Unternehmer Geld zu verdienen und sich selbst das Leben zu fristen. Also wahrscheinlich des Abends, wenn sie müde aus der Fabrik kommen und sich am liebsten schlafen legen möchten. Da werden dann die Mädchen lernen, wie man mit Wenigem auskommt. Man wird ihnen allerlei von der Sparsamkeit distillierte Küchenrezepte beibringen, die sich sehr hübsch in der Ehe verwerten lassen, — immer vorausgesetzt, daß sie in der Ehe überhaupt Zeit haben, ihre Küche zu benutzen und das Essen selber zu kochen, statt es in der der Fabrik benachbarten Volksküche einzunehmen. Bemerkenswerth wirkt es, wenn Frau Löper erklärt, die besser situierte Frau müsse ihrer armen, ungebildeten Mitgeschwester mit ihrer größeren Erfahrung zur Seite stehen. Die „Damen“ der Bourgeoisie haben doch in Wirtschaftsangelegenheiten meist eine geringere Erfahrung, als die Arbeiterinnen, welche vielfach früher Stellungen als Dienstmädchen bekleidet haben. Und wie man mit Wenigem auskommt, wird eine Arbeiterin doch nicht erst von den Hausfrauen der besitzenden Klasse lernen sollen?!

Unser Leserrinnen sehen, daß es mit der Erkenntnis der wahren Ursachen der Noth, von der wir oben sagten, daß sie sich endlich auch in den Reihen der Besitzenden Bahn zu brechen scheint, nicht weit her ist. Wir zweifeln gar nicht an dem ehrlichen Willen der Frau Löper und der anderen Damen, welche ihr zur Seite stehen. Aber sie können nun einmal nicht aus ihrer Haut heraus. Solange sie sich zu den Grundfragen der Bourgeoisie bekennen, werden sie es mit ihrer angeblich erkannten Pflicht, den Besitzlosen zu helfen, niemals ernst meinen. Sie werden der besitzlosen Klasse immer nur so weit helfen wollen, als das Interesse der besitzenden Klasse dadurch nicht geschädigt wird. Daher wollen sie von einer Erhöhung der Lebenshaltung der Besitzlosen durch gerechte Beteilung an dem Ertrag ihrer Arbeit nichts wissen, und wir haben beispielweise auch in dem Vortrage von Frau Löper nicht einmal die Forderung einer Lohnaufbesserung für die Arbeiterinnen gefunden, die doch das Elend einigermaßen lindern, wenn auch noch lange nicht beseitigen könnte. Frau Löper will, ganz wie die Bourgeoisie, zu der sie selber gehört, nur ermöglichen, daß die „Frau aus dem Volke“ ihr bescheidenes Einkommen möglichst mühsam verdienend vergrößert; erhöht werden soll dieses Einkommen nicht. Das ist an sich ja ganz schön, aber den eigentlichen Vortheil, wenigstens den größeren, hat davon nur die besitzende Klasse; denn wenn die Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen besser „hauszuhalten“ verstehen, dann braucht eben weniger Lohn gezahlt zu werden.

Frau Löper hat gewiß nicht diesen Nebengedanken bei ihren Ausführungen gehabt; aber das eine bessere hauswirtschaftliche Erziehung der „Frauen aus dem Volke“ thatsächlich eine Lohnverkürzung zur Folge haben würde, wird sie doch nicht bestreiten wollen? Und ähnlich steht es mit den meisten anderen „gemeinnützigen“, das Volkwohl fördernden“ Bestrebungen der Bourgeoisie. Sie führen in letzter Linie immer zu einer Schädigung der Interessen des arbeitenden Volkes, indem sie es entweder von der rastlosen Verfolgung des Lohnkampfes abziehen oder die politische Aufklärung verhindern. Deshalb muß auch die Frage: „Wie wirken wir am erfolgreichsten auf die Frau aus dem Volke?“ beantwortet werden: „Am erfolgreichsten, wenn Ihr gar nicht auf uns zu wirken sucht.“ Das weibliche Proletariat wird seinen Emanzipationskampf wie das männliche und im Verein mit dem männlichen besser durchzuführen wissen, wenn es mit den von der Bourgeoisie ausgehenden Quacksalbereien möglichst verschont wird. Wir verlangen nur, daß man die Bahn frei giebt. Dann werden wir unseren Weg allein zu finden wissen.

Die Heilung der Tuberkulose — eine soziale Frage.

Nachstehenden Artikel entnehmen wir dem in Wien erscheinenden „Ärztlichen Zentral-Anzeiger“. Die hier ausgesprochenen Ansichten haben wir schon früher zum Ausdruck gebracht; es ist erfreulich, daß die Ärzte selbst vor dem

Nun saß er oben auf dem Verdeck. So ein Bischofen Sigen, das that doch wohl. Es war zwar etwas feucht, und das war für seine Lunge nicht gut. Aber drin im Wagen, da kostete es eben zehn Pfennige mehr. Es paßte auch nicht für einen Dienstmann.

Hurtig glitt der Omnibus zwischen dem Wagen-gewühle hindurch. Es war noch trüber und grauer geworden. Hier und da schwebte drüber auf dem Trottoir über dem Menschenstrom ein Schirm. In einigen Schaufenstern bligten bereits die Lichter auf. Das Straßenbild, so belebt es war, es fesselte ihn nicht. Das war er gewohnt.

Erst saß er eine Weile so da, dann zog er den Zettel aus der Tasche. Wie war der Name? Seine Augen waren bereits etwas schwach und er buchstabierte Valerie Blocca. Das sah wieder so ausländisch aus. Die Fräuleins hatten meistens so ausländische Namen. Besonders die Vornamen. Auguste oder Karoline oder Pauline hieß keine davon. Blocca, das klang fast wie sein eigener, er hieß Blochow, und Valerie, Valerie... das war beinahe ganz wie Valeska, Valeska Blochow! So hatte seine Tochter geheißen. Es war ihr einziges Kind. Aufpassen konnte keins von ihnen auf das Mädel. Wie denn auch? Da ging es denn, wie es geht. Eines Abends kam sie nicht nach Hause, die nächsten Tage auch nicht. Er ging zur Polizei, da erfuhr er's denn... Seitdem hatten sie sich um die Verlorene nicht mehr gekümmert. Andern ließ sich das nicht mehr.

Hart war es doch, wenn man selber sein ganzes Leben anständig und ehrlich gewesen war. Das mußte er auch. Sonst verlor er seine Konzession. Darum trug er die Kokarde auf der Mütze. Das Reglement war so streng, das kleinste Vergehen, eine polizeiliche oder gerichtliche Strafe von mehr als vierundzwanzig Stunden — und aus war's. Bis in die Militärzeit

Medizin-Übergläubigen warnen und von Staat und Gesellschaft verlangen, daß sie den Krankheiten vorbeugen. Der „Ärztliche Zentral-Anzeiger“ schreibt:

„Seit dem Freudentaumel über die Koch'sche Erfindung, der die medizinische Welt, wie das große Publikum in gleichem Maß erfaßt hat, durch den Ausspruch Virchow's und die traurigen Mißerfolge der Injektionen ein so jähes Ende bereitet wurde, traten anerkannte Gelehrte aller Nationen auf, die auf's Bestimmteste glaubten, das Mittel gefunden zu haben, den verheerendsten Feind der Menschheit, den Tuberkelbazillus, zu vernichten und ihn bleibend aus dem menschlichen Körper zu verbannen. Doch weder die Transfusionen mit Fiegenblut, noch Viebreich's vielversprechendes Santbaridin konnten auch nur annähernd dieses heißersehnte Ziel erreichen.“

Sollten nun diese Enttäuschungen, welche die Bestrebungen bewährter Männer erfahrung haben, die gewiß in der besten Absicht, nur leider allzufrüh mit ihren Heilmitteln in die Öffentlichkeit getreten sind, sollen uns diese herben Enttäuschungen davon abhalten, auf der Bahn des Wissens fortzuschreiten, um mit den Fortschritten der medizinischen Wissenschaften auch die Bekämpfung der Tuberkulose fortzusetzen? Das gewiß nicht; aber es ist anzunehmen, daß auch Jahrzehnte nicht genügen werden, um ein Mittel zu finden, das ein so jähes Lebenswesen vernichten könnte, wie es der Bazillus der Tuberkulose ist, der unter so ungünstigen Lebensbedingungen florirt und sich zu Tausenden vermehrt, ein Mittel, das zugleich für den menschlichen Organismus unschädlich wäre.

Was sollen wir aber vorläufig thun, um die Tuberkulose, wenn nicht auszurotten, so doch einzuschränken, den leider so hohen Prozentsatz derjenigen, die ihr zum Opfer fallen, auf ein möglichst kleines Minimum herabzusetzen? Wir müssen die sozialen, die gesundheitlichen Verhältnisse der Menschheit, ihre Wohnung, ihre Nahrung verbessern und damit dasjenige beseitigen, was gleichsam die Grundlage zur tuberkulösen Erkrankung liefert. Wir müssen dies besonders bei der unteren, unbemittelten Klasse thun, bei der die Tuberkulose die meisten Opfer fordert.

Die Statistik auf den internen Abteilungen an der Wiener allgemeinen Poliklinik, einer Institution, an der nur für die unbemittelte Klasse ordinirt wird, weist nach, daß unter 100 Patienten durchschnittlich 65 an Tuberkulose leiden; sie ist ein Beweis dafür, wie gerade die unteren Schichten der menschlichen Gesellschaft von dieser furchtbaren Erkrankung ergriffen werden, wie sehr diese Krankheit in Wien grassirt, wie allzutreffend der Name „morbus Viadobonensis“ (Wiener Krankheit) auf sie paßt.

Giebt den Leuten bessere Wohnungen und sie werden gesünder werden! Unter wie ungünstigen Verhältnissen gewisse Klassen, wie Tagelöhner, Fabrikarbeiter, Handwerker etc. speziell in Wien wohnen (und diese Mißstände sind in allen Städten die gleichen. D. Red.), das muß man mit eigenen Augen gesehen haben, das spottet jeder Beschreibung. In eine feuchte Kammer zusammengepfercht, leben Eltern und Kinder, schlafen auf bloßem Stroh, nicht so selten auf einem hartem Brett, denn Bettwäße und Bettzeug sind schon längst verkauft, um den Bissen Brod herbeizuschaffen, den der fränke Hausvater nicht erwerben kann. In diesen Stätten nistet der Keim, der den Vater befallen und von diesem auf Kind und Kindeskind vererbt wird.

Geräumige und trockene Wohnungen würden den Gesundheitszustand um Vieles heben, besonders wenn sie regelmäßig gelüftet und gecheuert werden.

Der Staub, der in den Straßen der Großstadt sich anhäuft, und dessen Urheberin die Granitpflasterung bildet, ist einer der ersten Träger des bösen Krankheitskeimes, der mit demselben eingeathmet in die Lunge kommt und sich dort, sobald er halwegs günstigen Boden für sein Fortkommen findet, auch festsetzt.

Andererseits ist es hauptsächlich wieder die Nahrung der armen Leute, die ihren Körper so wenig widerstandsfähig macht. Die ganze Woche kommt kein Bissen Fleisch in ihren Magen, Brod und Kartoffeln, höchstens hie und da ein Stück Würst, das noch dazu alt und verdorren ist, bilden ihre einzige Nahrung. Das, was ihnen dann an Kraft zur Arbeit fehlt, suchen sie durch übermäßigen Alkoholenuss zu ersetzen. Daher die hohläugigen Gesichter, daher die blassen eingefallenen Wangen, daher die lebenden Gespenster, die am Hungertuche nagen, bis sie schließlich der tatsächlichen Krankheit

hinein waren sie auf dem Polizeiamt zurückgegangen, als er keine Konzession nachsuchte. Ob er bestraft sei, fragte ihn damals Anno dreiundsechzig der Polizeihauptmann, als er sich um die Konzession bewarb. „Mein Herr, ich weiß nicht, Herr Hauptmann,“ erwiderte er. Ob er gebietet hätte? Ja, vierundzwanzig, in Schleswig bei den Dreiundzwanzigern. In acht Tagen sollte er wiederkommen... „Djo, lieber Freund,“ meinte der Hauptmann. — „Sie wären nicht bestraft? Haben Sie nicht beim Militär drei Tage Arrest gehabt?“ Das konnte er nicht leugnen. Nun mußte er den Hergang erzählen. Es war zum Glück nicht schlimm. Wäre es aber ein Insubordinationsvergehen gewesen, dann hätte er die Konzession nicht getriezt... Trotz der dreißig Jahre, die er war. Ja, ja, man mußte sich vorsehen. Darum trank er auch nicht. Wie leicht bekommt man einen Rausch davon, und dann hatte jeder Schutzmann mitten auf der Straße das Recht, ihm das Schild von der Mütze zu reißen.

Ede der Bülowstraße stieg er ab. 37d war bald gefunden. Es war ein vornehmes, geschlossenes Gebäude. Er zog an dem stillen Portier und trat ein. Ein prachtvolles Treppenhaus von fast fürstlichem Luxus. Bergoldetes Geländer, Marmorstufen mit einem sauberen Teppich, ebensolche Wände und Oberlicht. In der ersten Etage neben der Entreehüre hing eine kleine Porzellantafel mit der Aufschrift: „Valerie Blocca, Privatiers.“ Da war es also. Er legte seine Mütze auf den Boden. Wegnehmen that die Niemand. Dann klingelte er.

Ein paar Augenblicke und ein junges, hübsches Stubenmädchen steckte den Kopf durch die Thür. Er das Fräulein sprechen könne? — Sie hätte gerade keine Zeit — ob er etwas auszurichten hätte?

Ja, er müsse sie aber selber sprechen. Gut, dann solle er im Vorraum so lange warten.

Dienemann 213.

Von Heinrich Landsberger.

(Schluß.)

„He, Dienemann! Haben Sie Zeit?“

Eine näselnde Agrarierstimme. Es ist ein großer, starker Herr von feudalem Typus und mit einem ungeheuer dicken, aber sehr kurzen Spazierstock, der unter anderen Umständen für ein ausgebrochenes Tischbein gelten konnte.

Nummer 213 sieht höflich, fast unterwürfig, die rothe Lackmütze in der Hand, zu ihm auf. Rauh weht der Januarwind durch das graue, spärliche Haar.

„Ich habe eine Besorgung nach der Bülowstraße 37d zweiten Stock... Fräulein Valerie Blocca. Haben Sie ein Blatt Papier? Ich wills Ihnen notiren. Ob sie heute Abend zu Hause ist, hören Sie? Ich warte drüber im Bürgerbräu. Da!“

Drei blanke fünfzig-Pfennigstücke. Das war ein Nobler. So sah er auch aus. Eine Mark fünfzig! Natürlich auch für zurück. So was war ihm noch nie passiert. Das kam ihm gelegen. Er hatte heute noch keinen Pfennig verdient. Ja, ja, die Fräuleins, die Fräuleins! Bülowstraße! Da ging er am besten bis zur Leipzigerstraße und fuhr von dort aus mit dem Omnibus. Der Zeitersparniß halber, denn Zeit ist Geld. Die Pferdebahn mied er grundsätzlich. Erstens weil sie soviel Haltestellen hatte, und zweitens, weil sie nicht ausweichen konnte, sie fuhr zu langsam. Uebrigens benutzte er den Wagen nur immer auf dem Hinweg, niemals auf dem Rückweg. Da ging er wieder, weil er so doch möglicherweise auf dem Wege einen neuen Auftrag fand. Eine Ausnahme nur war, wenn Jemand auf Antwort wartete, eben wie der Herr. Da fuhr er bei langen Strecken hin und zurück. Die zwanzig Pfennig Fahrkosten brachte ihm so ein Geschäft schon ein.

Opfer fallen. Gebt den Leuten billige, gesunde und
Nahrung, des Morgens und Abends Milch, sich satt
des Mittags Fleisch, sich satt zu essen, und die
verluste wird sich bei Weitem nicht so viele Opfer holen,
es jetzt der Fall ist.

Und wie steht es schließlich mit den Arbeitsverhältnissen
der „Skaven der Menschheit“? Physische und moralische
ermüdung ermüden ihren Körper und Geist. Der Ar-
hat heutzutage nicht Zeit zu seiner Erholung, er hat
Zeit zu seiner Pflege, nicht zur Pflege seiner Kinder.
soll eine Mutter, die selbst zum Lebensunterhalte bei-
an der Tag und Nacht der Kummer und die Sorge
die ihren nagt, die sich selbst verkürzt, um es ihren
zu Gute kommen zu lassen, wie soll eine solche Frau,
so schlecht genährt, gesunde und kräftige Kinder ge-
und säugen!

Nicht mit Wasser gefüllte, porzellanene Spucknapfe, nicht
Koniferen-Spritz-Apparat, der so und so oft am Tage in
wegung gesetzt wird, oder wie immer diese hygienischen
erleiden heißen mögen — denen ja immerhin ein gewisser
nicht abzusprechen ist —, sondern eine allgemeine
der sozialen und gesundheitlichen Verhältnisse werden
Tuberkulose vernichten helfen, und mit der richtigen
der sozialen Frage wird auch das große Räthsel der
Tuberkulose enthüllt sein.“

Befängnisarbeit.

Die sächsische Industrie hat wiederholt Veranlassung
über die ihnen durch die Zucht- und Gefängnis-
verursachte Konkurrenz lebhaft Beschwerde zu fügen.
Frage ist auch schon wiederholt im Landtage zur
gekommen, eine bedeutende Besserung in dieser Be-
ist aber seitdem noch nicht eingetreten. Aber nicht
über die in Sachsen auf diese Weise gemachte Konkur-
hat sich die sächsische Industrie beklagt, sondern auch
die jenseits der Grenze. Vor Jahren war es die säch-
und Chemnitzer Fabrikation künstlicher Blumen, welche
die große Konkurrenz der preussischen Zuchthäuser bei
und Landesvertretung Klage erhob. Diese Klagen
nicht ohne Erfolg gewesen, denn fortan werden in
sächsischen Gefängnissen künstliche Blumen nicht mehr her-
stellt. Dagegen hört man seit einiger Zeit in den Kreisen
sächsischen Fabrikanten von Bleichwässern über die
Konkurrenz der preussischen Zuchthäuser klagen. Weniger
ihre Massenhaftigkeit, als vielmehr durch ihren be-
billigen Vertheilungspreis, lastet die Konkurrenz der
Zuchthäuser auf dem betreffenden Gewerbe so drückend,
dass die Arbeiter um Zucht- und Gefängnis-
Unternehmer um so profitabler, als sie außer durch die
gehohen Löhne auch noch durch die Befreiung von für die
Arbeiter zu leistenden Beiträgen für die Kranken-,
Alters- und Invalidenversicherung einen Vorsprung
haben, die freie Arbeiter beschäftigenden Arbeitgeber haben.
Es ist nicht ausgeschlossen, dass die sächsischen Fabrikanten
Vermittlung der sächsischen Staatsregierung eine Be-
schneidung oder wenigstens Beschränkung der empfindlichen
Konkurrenz anstreben werden. Dass die Einsicht des „wilden“
diesem Dingen gegenüber eine bessere sein muß, geht
folgendem hervor:

New-York, 4. Oktober. Gemäß der Bestimmung der
Klein-Bill, wonach Erzeugnisse der Gefängnisarbeit
der Einfuhr ausgeschlossen sind, wurden 3 Kräfte Papier,
welches im Grenzlande Gefängnis für die Berliner Firma
und Nepe gearbeitet worden war, vom Zollamt in
New-York zurückgewiesen. — Wann werden deutsche Be-
die ehrliche Arbeit in solcher Art schützen?

Was der bürgerlichen Presse und für die bür- gerliche Presse.

„Mit ernstlichen Sachen“ sagt wörtlich das „Leipz. Tageblatt“
in einer Besprechung des zur Beschickung des römischen
kongresses einladenden Aufrufs der Schriftstellerin
v. Suttner, „Ist sich eine Frau nicht befehlen.“
genannte Blatt ist Hauptorgan des Leipziger National-
demokraten. Einen dümmen Auspruch haben wir allerdings
gehört, doch ist es bei der Tendenz dieses Blattes ja

Er war darin aus langjähriger Erfahrung sehr
wissenhaft. Was er auszurichten hatte, das richtete
immer selber aus. So kam kein Irrthum vor.

In dem Vorraum brannte eine elektrische Lampe.
jah auch hier sehr prächtig aus und lugnisch. Der
Krytallspiegel allein mochte hunderte werth sein.
Da klingte eine Thür und eine schlanke, ganz in
schwarzen Sammet gehüllte Gestalt trat heraus.
„Nun, Dienstmann, was giebt es?“
„Woll flutete jetzt das weiße Licht über das hübsche
Gesicht.“
„Du Vater!“
„Du!“
Schweigend sekundenlang standen sie sich gegen-
über. Sie verwirrt, mit auf- und niedergewogener
Blick. Er verlegen, ungeschlüssig, schen, die Blicke über
den Boden streifend. Endlich sagte sie sich.
„Man darf Dich hier nicht sehen.“ flüsterte sie
„was giebt es?“
Es wollte ihm nicht aus der Kehle.
„Was giebt es? Ich habe keine Zeit. Man wartet
auf mich.“
Und stammelnd, stotternd aus zusammengeschnürter
Röhre entrang es sich ihm.
„Er läßt Dich fragen — es war ein großer,
feiner Herr . . . ob Du heut Abend zu
Haus bist.“
„Immerfort. Von sieben Uhr. Leb wohl!“
An der Thür kehrt sie sich noch einmal um.
„Grüß auch die Mutter!“
Wieder saß er droben auf dem Verdeck. Die
Antwort bringen. Denn die Pflicht vor allem. Die
Silberhülle aber in seiner Tasche glühten wie
Feuer. Er hatte zwar heute noch nichts verdient, aber
nahm sie heraus und kitzelnd über die Brustung
hinweg sprangen sie auf's Pflaster.

wohl nicht zu verwundern. Wir sollten meinen, daß es doch
wohl eine ernste Sache ist, wenn die Frauen die Erziehung der
Kinder zu leiten haben, ebenso ist die Leitung des Hauswesens
wohl auch nicht als Scherz zu bezeichnen und drittens treten im
Kampf um's Dasein so ernste Fragen an die Frauen heran, daß
eben nur das „Leipz. Tageblatt“ sich zu solchen Bemerkungen
vertheilen kann. Trotzdem glauben wir ja sehr gern, daß die
meisten Frauen jener Kreise, deren Interessen das „L. T.“ ver-
tritt, wenig Verständnis für ernste Sachen haben mögen.

Die „Kreuzzeitung“ regt sich darüber auf, daß die —
eigenen Dienstmadchen beim Kaffe und die Kellnerinnen beim
Bier schon die „neuesten Einfälle der Frau Zhet“
zu lesen bekommen. — Nun uns war die Ausregung und der
Kerger der Gegner stets ein Zeichen, daß wir auf dem richtigen
Wege sind, und auch diesmal dürften wir mit derselben An-
nahme nicht fehl greifen und fordern daher alle Leserinnen auf,
wo sie nur immer mit Dienstmadchen, Kellnerinnen oder über-
haupt weiblichen Proletarierinnen zusammen kommen, für die
Vorbereitung der „Arbeiterin“ zu sorgen. Im Uebrigen besten
Dank verehrte „fromme“ Kollegin!

Zur Nothstandsfrage.

In Gundersingen (Württemberg) wurde eine arme Familie
wegen Verwendung von Viehsalz statt weissen Salzes im
Haushalte um 60 Mk. gestraft. Das „Antsblatt von Mengen“
ipelt dies „zur Warnung“ mit. In weiten Kreisen kommt bei
der drückenden Armut kein anderes Salz auf den Tisch, als
Viehsalz. Wenn man bedenkt, daß bei der vorwiegend aus
Pflanzen bestehenden Kost, bei welcher Kartoffeln und Brot mit
Sauerkraut und Haberbrei in lieblicher Folge wechseln, der Salz-
verbrauch einer Familie so stark sein muß, daß für weisses Salz
jährlich 6—8 Mk. Steuer auf die Familie träfe, so begreift sich
leicht, daß der Arme sich an den Beschmaß des Viehsalzes ge-
wöhnt, um diese Summe jährlich zu sparen. Daß das Gesetz
auf diese von der Noth erzeugte Entbehrung eine Strafe setzt,
zeigt aufs Neue, daß es in der Absicht unserer Gesetzgebung liegt,
daß gerade die Armen besteuert werden, weil es ihrer Biele sind,
der Reichen aber wenige.

Noth kennt kein Gebot. Altrode, 12. Oktober. Den
ganzen Sommer und Herbst hindurch wurden in unserer Feld-
mark unausgesetzt die frechten Diebstähle ausgeführt, ohne daß
man, trotz der größten Wachsamkeit, der Felddiebe habhaft werden
konnte. Sonnabend Nacht gelang es nun endlich einigen Grund-
stückbesitzern, drei hiesige Ehefrauen, welche Tragkörbe voll Stroh-
röhren und Weizkohl gestohlen und im Walde versteckt hatten,
ihrer That zu überführen.

Die Hungersnoth in Rußland greift immer weiter um sich.
Die russischen Blätter schildern übereinstimmend das fürchterliche
Elend. Die „Koswje Wjesnja“ schreibt: „In Rußland vergeht
kein Jahr ohne einen Nothstand in irgend einer Gegend. Aber
Nothstand und Hungersnoth ist zweierlei. Nothstand bedeutet
den Bedarf an Getreide, Hungersnoth der Mangel an solchem.
In diesem Jahre herrscht positive Hungersnoth. Die
Leute erkranken und sterben vor Hunger. Wir haben noch nie
so traurige Berichte vernommen, wie jetzt.“ — Die „Petersb.
Wiedemann“ berichtet, daß in verschiedenen Gegenden 30 Prozent
der Felder unbedeutend geblieben sind. Die Maßregeln der Re-
gierung erweisen Anzeichen und trotz aller Schritte, die geschehen,
um die Lage der Bevölkerung zu erleichtern, nimmt die Aus-
wanderung zu. — Der „Grazhdanin“ meldet aus dem Kicola-
jewischen Kreise des Gouvernements Samara, daß auch dort
fürchterliche Zustände herrschen. Der Ackerbau fehlt voll-
ständig. In zahlreichen Dörfern betriefft schon ein Drittel der
Bevölkerung und von tausend Landwirthen haben höchstens zehn
bis zwölf Winterweiden, die für den Winter ausreichen. Vieh,
Pferde und Geflügel werden zu unerhörten Preisen veräußert.
Es kamen Fälle vor, in welchen Pferde für 80 Kopelen verkauft
wurden, für 8—10 Rubel kann man schon ein hübsches Pferd
erleihen.

Der „Volks-Ztg.“ wird von der russischen Grenze geschrieben:
Durch die in unseren Nachbarlande herrschende Nothlage werden
gar viele Leute zur Auswanderung gezwungen, die sonst gar
nicht daran gedacht hätten. Selbst von weit aus dem Innern
Rußlands langen allwöchentlich Trupps von 20 bis 30 Personen
auf den Grenzstationen an, um jenseits des Ozeans ihr
Glück zu versuchen. Es sind meistens arme Leute, die nicht selten
ihre letzte Habe um ein geringes voraufrufen haben, um nur das
Geld zur Ueberfahrt zu erschwingen. Vergebens wird ihnen vor-
gehalten, daß sie einem elenden Untergange entgegengehen. „Ach
was“, entgegnen sie stumpf, „Arbeit werden wir schon finden;
in Rußland haben wir keine Arbeit.“

Wer zerstört die Familie?

Aus zwei Gegenden Deutschlands werden jetzt Unglücksfälle
berichtet, die charakteristisch sind für die jersidrende Nacht, die das
Kapital auf Leben und Glück der Arbeiter ausübt; es vernichtet ihr
Familienleben, zwingt Vater und Mutter von früh Morgens bis
spät Abends außer dem Hause ihr Brot zu suchen, und wenn
Kinder vorhanden sind — wer erzieht sie? Wer pflegt und beob-
achtet sie? Niemand! Sie sind sich selbst überlassen, bleiben
allein in der Wohnung — und dort gerathen sie nur allzu
oft in Gefahren, da keine liebende Mutter über sie wachen kann!
Die beiden Unglücksnachrichten melden, daß drei Proletarierkinder
den schrecklichen Tod durch Flammen fanden! Sie waren allein
— die Eltern außer dem Hause auf Arbeit, wo sie sich quälten
und plagten, um für ihre Kinder Brot zu schaffen — und unter-
deß kommen die Kleinen elendig in den Flammen um!
Die eine Nachricht stammt aus dem Braunschweigischen:
„Auf dem Gutshof im benachbarten Riddagshausen sind zwei
Kinder, von denen das Jüngste erst 4 Jahre alt war, in ihren
Betten verbrannt. Sie hatten mit Strohholzlern gespielt, wäh-
rend die Eltern auf Arbeit abwesend waren.“
Die andere Nachricht kommt aus Neumünster: „Lebendig
verbrannt. Eine Petroleum-Explosion hat in der Familie
des Tuchmachers Luchte schweres Unglück angerichtet. Während
die Eltern auswärts beschäftigt waren, spielten die drei ältesten
Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, in der Küche. Die
Küchentür hatten sie von innen abgeschlossen. Plötzlich ertönte
ein lauter Knall und darauf ein herzzerreißendes Geschrei. Eine
Nachbarin eilte zur Küche und rief den Kindern zu, daß sie öf-
nen sollten; dies vermochten die Kinder nicht, denn in der Küche
brannte die Thür bereits lichterloh. Nun wurde die Thür durch
einige herbeieilende Nachbarn eingeschlagen. Ein entsetzlicher Kn-
blitz vor sich den Eindringenden: der älteste, fast zehnjährige
Knabe brannte an ganzen Körper, während die beiden jüngeren
Geschwister fast unverfehrt waren und den brennenden Bruder
starr betrachteten. Sofort wurden die an dem Knaben aufhän-
genden Flammen gelöscht, doch derselbe war so schrecklich zu-
gerichtet, daß er nach qualvollen Stunden seinen schmerzlichen Be-
lehnungen erlag.“
Die Eltern auswärts beschäftigt — die Eltern auf Arbeit
abwesend, so lautet in beiden Fällen das „Motiv“ zur That!
Und freilich — die Eltern sind schuld! Wie können sie auch ihre
Kinder allein lassen! Wie dürfen Kinder auch ohne Aufsicht
bleiben?!

Die Eltern sind schuld! Wahrscheinlich haben sie nicht dem
Ministerial-Gesetz gekannt, der den Eltern anempfiehlt, die
Kinder geeignete Lesestücke lesen zu lassen, in denen vor dem
Spielen mit dem Feuer gewarnt wird!
Allerdings — die vierjährigen Kinder werden noch nicht
lesen gekannt haben, und die Petroleumlampe in Neumünster
würde auch ihr Unheil angerichtet haben, wenn der Knabe
hundert Geschichten auswendig gekannt hätte, die alle die War-
nung enthalten: Spielt nicht mit dem Feuer!
Jeder denkende Mensch wird einsehen, welche Ursachen es
sind, daß diese Kinder so elendig umkommen! — Die Noth
der Eltern! Die Macht des Kapitals, das seine Sklaven
zwingt, sich ihm vollständig preiszugeben, bedingungslos mit Leib
und Seele! Eine Wirtschaftsordnung, die es möglich macht,
daß Eltern ihre Kinder opfern müssen, daß der Vater nicht der
Ernährer der Familie ist, sondern auch die Frau noch den
ganzen Tag dem Hause fern bleiben muß — eine solche Ord-
nung trägt den Todeskeim in sich, und sie ist es werth, daß sie
zu Grunde geht!

In eigener Angelegenheit.

Wir lesen im „Echo“ eine Besprechung, welche Aus-
sprache der Frau Steinbach-Hamburg uns übermittelt, welche
die „Arbeiterin“ betreffen.
Sie erklärte in der Diskussion einer Versammlung:
„Dass sie das ganze Unternehmen (die Herausgabe der
„Arbeiterin“) von Anfang an für ein verfehltes Unter-
nehmen gehalten, weil das Blatt in den Kreisen, auf
deren Heranziehung es bei der Agitation ankomme, —
und das seien die ungezahlten Schaaeren armer Fabrik-
arbeiterinnen — gelesen und verstanden werden müsse,
was wegen des Preises und Inhaltes der „Arbeiterin“
aber nicht angängig sei. Wünsche man dieses, so müsse
die „Arbeiterin“ ein minderwerthiges Pro-
dukt sein, das Schinderhannesgeschichten und vor
Allem leichte Liebesgeschichten bringe, damit sie den
indifferenten Frauen und Mädchen interessant sei.
Dieses könne aber doch unmöglich Aufgabe unserer
Parteiliteratur sein. Für die aufgeklärten Frauen gebe
es in der vorhandenen Arbeiterpresse aber bereits ge-
nügend Literatur, für diese bedürfte es ihrer Ansicht
nach keine Extrazeitung.“
Wir meinen, das es ja Jedem frei steht wie er über
die „Arbeiterin“ und deren Gründung denken will, aber es
geht doch etwas weit, wenn Jemand, der kaum eine Ahnung
haben kann, wie seit Jahr und Tag aus den Kreisen der
Arbeiterinnen Wünsche auf Gründung einer Zeitung — wie
wir schon früher eine solche hatten, im Anfang der 80er
Jahre — uns zuzingen, sich so schroff und absprechend
äußern kann über einen neuen Versuch, der freilich zufällig
nicht um der Rednerin willen gemacht wurde.

Seit Gründung der „Arbeiterin“ gingen uns von ver-
schiedenen Seiten aus Deutschland, wie von außerhalb, zu-
stimmende Äußerungen von Frauen und selbstständigen Ar-
beiterinnen zu, welche uns mittheilten, daß ihnen so manche
Frage auf wirtschaftlichem wie politischem Gebiet erst
verständlich ist, seit die „Arbeiterin“ ihnen dieselben zuschneidet.
Dass es auch ein ganz Theil noch gibt, die auch diese ein-
fache Schreibweise nicht verstehen, glauben wir gern; eben-
so, dass Frauen und Mädchen, deren Väter und Männer
Sozialisten sind, ein solches Hilfsmittel nicht nöthig haben,
weil sie gewöhnt sind, und intelligent genug, eine politische
Zeitung zu lesen. Doch darf man die vielen Tausende von
alleinstehenden weiblichen Wesen nicht vergessen, die nie im
Stande waren, sich eine große Tageszeitung zu halten, welche
die Arbeiterin sehr genau lesen. Was den Preis anbetrifft,
so haben wir ja oft genug gesagt, daß der Preis erst me-
origer werden kann, wenn mehr dafür agitiert werden wird.

Ist aber der Inhalt wirklich so unverständlich, dann
sollten doch die Genossinnen anstatt nur zu kritisiren, ver-
suchen, es besser zu machen, indem sie mitarbeiten und so
selbst den Ton angeben den sie angeschlagen wissen wollen.
Wir sind auch der entschiedenen Meinung, daß auch bei
der Haltung der „Arbeiterin“ das Richtige in der Mitte
liegt wie bei allen Anderen. Weder „Schinderhannesge-
schichten“ dürfen wir bringen, wenn wir Frauen und Mäd-
chen gewinnen wollen, noch hohe Politik, welche ein be-
stimmtes Wissen voraussetzt, nur einfach alle Tagesfragen
auf das Verständnis unserer Frauen zuschneiden, um sie so
allmählig zum vollen Verständnis hinzuführen.
Und hierbei Frau Steinbach, mögen Sie nur helfen,
anstatt leere Kritik zu üben ohne die jetzt bewiesenen zu haben,
daß Sie es besser machen können.

Bewerkschaftsbewegung.

Eine Konferenz der Konfektionsarbeiter Deutschlands
findet in Berlin am Sonntag, 26., und Montag, 28. Oktober,
im Lokale der Krimhallen, Kommandantenstr. 20, mit folgender
Tagesordnung statt: 1. Bericht über die wirtschaftliche und
soziale Lage der Konfektionsarbeiter und Arbeiterinnen. 2. Agi-
tation, und wodurch können wir die Konfektionsarbeiter für die
Organisation des deutschen Schneider- und Schneiderinnen-Ver-
bandes gewinnen?
Bei dem zentralen Charakter, den die Konfektionsarbeit ein-
nimmt, und bei der immer weiteren Ausdehnung derselben ist
es notwendig, daß man sich über einheitliche praktische Mittel
zur Bekämpfung der ihr anhaftenden Schäden, namentlich des
Zwischenmeister-Systems, klar wird, um so einer vollständigen
Degeneration der Arbeiter und Arbeiterinnen vorzubeugen. Es
steht zu erwarten, daß eine rege Beteiligung namentlich seitens
der Orte erfolgt, in welchen die Konfektion maßgebend ist.
Kollegen und Kolleginnen, welche an dieser Konferenz teilnehmen
wollen, bitten wir, dies bis längstens Freitag, den 23. Oktober,
bei einem der Unterzeichneten anzeigen zu wollen.
Mit kollegiallichem Gruß
S. H.:
P. Reißhaus, Erfurt, Uebstedterstr. 8.
J. Limm, Berlin, Marktgrabenstr. 88.
Genua, 6. Oktober. In Erwiderung auf das Ultimatum
der Arbeitgeber erklärten die Gewerkschaften, sie würden den
Kaufmann fortsetzen. Die an demselben Beteiligten verhandelten
am Morgen die Aufnahme der Arbeit in einigen Werkstätten.
Acht Personen wurden infolgedessen verhaftet.
London, 5. Oktober. In zwei großen Werften in Wapping
(Ostlondon) hat ein Massenaussand der unzufriedenen Dodarbeiter
begonnen, welchen sich die Kartner, Rattosen, Feizer sowie die
Nichterschiffes und Bootführer auf Weisung ihrer Verbände an-
schlossen. Der Aussand ist gegen die fortgesetzte Beschäftigung
von Nichtunionisten gerichtet und wird sich voraussichtlich auf
andere große Werften an beiden Themse-Ufern ausdehnen.
Zwischen Unionisten und Nichtunionisten fanden heute ernste
Reibungen statt, bei denen Blut floß. Starke Polizeimacht ist
zur Schutze der Letzteren aufgeboden.
London, 6. Oktober. Die auf dem Quais von Wapping

Ausständigen verhindern jede Arbeit, gleichwohl erklären die Arbeitgeber, daß sie nicht nachgeben werden. Als Grund der zwischen den jetzt Ausständigen und den Arbeitgebern bestehenden Differenz wird angegeben, daß die Arbeitgeber ein dauerndes Arbeiterpersonal für einen Lohn von 30 Schilling die Woche und für den Mann haben wollen, anstatt eines tageweise angemessenen Personals, dessen Wochenlohn 31 1/2 Schilling betragen würde.

Die Tabakarbeiterinnen in Havre haben den Ausstand erklärt; sie verlangen einen Lohnzuschlag von 1 Fr., d. h. einen Gesamtlohn von 6 Fr. Alle Arbeiter der Glashütten, deren Mittelpunkt Carmaux ist, stehen jetzt aus.

Vereine und Versammlungen.

Frankfurt a. M. Deffentliche Volksversammlung für Männer und Frauen. Eine wackere Vorkämpferin für die Sache des Proletariats hatten wir gestern Abend Gelegenheit zu begrüßen und ihren Worten zu lauschen. Fr. Wabnitz aus Berlin, welche sich zur Zeit auf einer Agitationsreise in dem Süden Deutschlands befindet, sprach im Meriansaal über das Thema: „Die Frau in der Industrie“. Wir berichteten über dieses Thema schon häufig und können auch des beschränkten Raumes wegen nur den folgenden Zwischenfall, der für die Gesetzkennntnis der Frankfurter Behörden spricht, anführen. Die Rednerin sagte nach einer lebhaften Schilderung der Ausbeutung der Frauen und Kinder etwa folgendes: Wir haben Rechenschaft abzulegen über solche Zustände; aber nicht vor einer himmlischen Gottheit, das mag glauben wer will, sondern vor unserer Vernunft, unserem Gewissen. Wir glauben, daß einer Staatsregierung nicht darum zu thun sein kann, daß solche Zustände um sich greifen. (Hier erhob sich der überwachende Beamte und verkündete, daß, wenn die Rednerin so fortfahre, er die Versammlung auflöse. — Unwillige Zwischenrufe.) Rednerin fortfahrend: Keine letzten Worte waren: Daß es keiner Staatsbehörde darum zu thun sein könne, daß solche Zustände herrschen, merken Sie sich dieselben genau, ich verantworte Alles, was ich gesprochen habe, ich werde mich aber danach richten, daß ich in Frankfurt a. M. und nicht in Berlin bin. (Stürmischer Beifall.) Rednerin endete dann ihren Vortrag unter großem Beifall. In der hierauf folgenden Diskussion hatten Frau Hoffmann, Fr. Käfel und Frau Heim, die Worte der Rednerin zu beherzigen und endlich die Frauen durch die Organisation zu vereinigen. Genosse Diener brachte die von ultramontaner Seite in Szene gesetzte Bewegung in der Schul- und Frauenfrage zur Sprache und schloß sich im Wesentlichen den Ausführungen der Vorrednerin an. Folgende Resolution wurde mit zur Debatte gestellt:

„Die heute Abend im Meriansaal“ stattgefundenen öffentliche Versammlung für Männer und Frauen erklärt sich mit den Ausführungen der Referentin einverstanden und beschließt, in Ermüdung, daß durch die heutigen wirtschaftlichen Verhältnisse die Frau gezwungen wird, dem Mann Konkurrenz zu machen, und daß eine Besserstellung der gesamten arbeitenden Bevölkerung nicht erreicht wird, bevor eine völlige wirtschaftliche Gleichstellung beider Geschlechter eintreten wird; in weiterer Erwägung, daß heute noch sehr viele Arbeiter in der Frau ein nicht gleichberechtigtes Wesen erblicken, mit allen Kräften dafür einzutreten, daß solche Vorurteile beseitigt werden und hier eine lebensfähige Arbeiterorganisation zu Stande kommt.“

Da sich weiter Niemand mehr zum Worte meldete, so erhielt Fr. Wabnitz nochmals das Schlusswort, worin sie den Bildungsbedarf der Arbeiter erwähnte, welcher ganz besonders gegen die Knippelarbeiten eines Jäckers v. erheblich abstehe. Lebhaftes Bravo folgte auch diesen Ausführungen. Hierauf wurde die Resolution einstimmig angenommen. Zum zweiten Punkt der Tagesordnung wurde dem Vorschlag des Genossen Bertram gemäß eine neungliederige Kommission, bestehend aus sechs Damen und drei Herren, zur Klärung unter den Arbeiterinnen gewählt. Unter „Verschiedenes“ kam Genosse Emmel auf den oben erwähnten Zwischenfall zu sprechen, er verurteilte das Vorgehen des Polizeikommissars als mit den Gesetzen unvereinbar. Dies ging jedoch unserer Polizeigröße über den Horizont; in seiner ganzen Größe erhob er sich und löste die Versammlung auf. Wie ein Funke ins Pulverfaß, so wirkte die Auflösung. — Brausende Hochrufe auf die Sozialdemokratie erfolgten und unter Absingen des bekannten Liedes „Wohlan, wer Recht und Wahrheit achtet“ verließen die Anwesenden den Saal.

Berlin. Die sechste öffentliche Kellnerinnenversammlung fand in der Nacht vom 9. zum 10. Oktober unter dem Vorsitz der Frau M. Rohrlack statt. Es waren ungefähr 200 Herren und 40 Damen anwesend. Infolge polizeilicher Maßnahme war es den nach 12 Uhr Kommenden nicht möglich, sich an der Versammlung zu beteiligen, obgleich der Raum noch mindestens 100 Personen mehr hätte als anwesend waren. Unter dem nicht zugelassenen befanden sich viele Kellnerinnen. Dr. Vinn, welcher das Referat übernommen hatte, wandte sich zunächst gegen den bezüglichen der Kellnerinnen in der „Volks-Tribüne“ erschienenen Ausbruch „Lumpenproletariat“. Es könne das nur in Bezug auf die Art der Befolgung gemeint sein, und in Bezug hierauf gäbe es keine Lumpenproletariat. Warum nenne man denn die Schauspielerinnen und Konfektionseusen nicht auch Lumpenproletariat, welche vielfach, um sich erhalten zu können, ihren Leib unter irgend einer Form verkaufen? Der Redner kritisierte dann die kapitalistische Gesellschaft und speziell die Ausbeutung der Kellnerinnen durch Wirthe, Gäste und Kommissionäre, und meinte, es wäre für die Kellnerinnen besser, sich einem anderen Berufe zuzuwenden, z. B. dem der Dienstmädchen oder Geschäftsdamen. Vor allen Dingen möge man aufklärend unter ihnen durch Verbreitung von Flugblättern, Broschüren und durch das mündliche Wort wirken. Die Verallgemeinerung der in einzelnen Restaurants mit Damenbedienung herrschenden Anständigkeit müsse erstrebt werden. In der regen Diskussion nahmen Theil die Herren Huth, Stabernack, Rohrlack, Störenberg, Rankewitsch (sand. phil.), Bötsch, Ritter, Boom, Eppmann, Fräulein Dmoch und Frau Reihner. Herr Huth meinte, der Tag des Todes der kapitalistischen Wirtschaft sei auch der Tag des Todes der Prostitution jedweder Form; eines sei ohne das andere nicht möglich, darum könne es nur das Ziel der Kellnerinnenbewegung sein, die gräßliche Ausbeutung der Kellnerinnen zu beseitigen oder doch zu vermindern. Die Lohnzahlung müsse zu allererst angestrebt werden. Herr Rohrlack war der Meinung, daß es schon einen großen Vortheil bedeute, wenn in einem Jahre in der Organisation ein Duzend Kellnerinnen zu ersten Kämpferinnen und Agitatorinnen herangebildet werden. Fr. Dmoch schilderte ausführlich die im Kellnerinnenberufe herrschenden Uebelstände und meinte, die Kellnerinnen könnten einer Menge gewissenloser Wirthe durch Denunziation zur Entziehung ihrer Konzession verhelfen. Der Dienstmädchenberuf biete den Kellnerinnen auch keinen Ausweg. Student Rankewitsch, welcher sich als Vertreter des Bürgertums gerirte, trat dem Referenten und verschleuderte Rednern in einzelnen Punkten entgegen, woraufhin ein Theil der Debatte sich wesentlich um die Widerlegung seiner Ausführungen drehte. Oudbesitzer Ritter wollte darüber ab-

gestimmt haben, ob die Versammelten sich auf den Boden der Religion stellen. „Wir sind Christen und dürfen darum die freie Liebe nicht wollen!“ er fuhr aus, als dieses Wort als Inbegriff eines auf bloßer Zuneigung basirenden Zusammengehens von Mann und Weib im Laufe der Debatte gefallen war. Herr Boom war der Meinung, daß das Kellnerinnen-Umwesen nur mit der kapitalistischen Ausbeutung sein Ende nehmen werde. Frau Reihner trat dem Referenten in Bezug auf seine Ausführungen — die Kellnerinnen mögen Dienstmädchen werden — entgegen. Wenn die Kellnerin mehr gezwungen werde, sich der Prostitution zu opfern, so komme das Dienstmädchen durch die Beschränkung ihrer Freiheiten ebenso wenig zur Aufklärung, als die Dienstmädchen dazu herangezogen seien. Nachdem um halb 4 Uhr ein Schlafantrag angenommen worden, schloß die Vorsitzende nach einigen ermunternden Worten an die anwesenden Kellnerinnen die Versammlung, welche nur einmal durch die Hinausweisung einiger Kegel gestört wurde.

In der letzten öffentlichen Schneiderversammlung nahmen die zahlreich Erschienenen einen interessanten Vortrag des Genossen Roland über „Kobespierre als Staatsmann“ entgegen. Wenn man, so führte Redner etwa aus, auch von der tendenziösen Gesichtspunkt absehe, so bleibe doch die Beurteilung dieses Helden der Revolution seitens der Historiker immer noch eine sehr verschiedene. Falls sei es, Kobespierre als einen Mann hinzustellen, der aus niederen Motiven die Schreckensherrschaft über sein Vaterland verhängt habe. Redner zeigte an Beispielen, daß wohl selten ein Staatsmann persönlich so sittenrein und uneigennützig gewesen ist, als Kobespierre, und er scheiterte nur, weil er in seinem Streben nach sittlicher Vollkommenheit die tatsächlichen Verhältnisse außer Acht ließ. (Beifall.) Als Delegirte zur Konferenz am 25. und 26. Oktober wurden einstimmig Timm, Rogge und Frau Schwarz gewählt. Hierauf legte Kollege Läterom die Schlussabrechnung der „Freien Vereinigung“ vor, die von der Versammlung gut geheißen wurde. Durch Abreise mehrerer Rekruten usw. war die Erlebigung dieser Angelegenheit etwas verzögert worden. Einer Einnahme von 103,96 M steht eine Ausgabe von 107,10 M gegenüber, das Defizit beträgt mithin 3,14 M. Nachdem noch auf das am nächsten Sonntag stattfindende Bergnügen hingewiesen war, wurde die Versammlung mit einem Hoch auf die Bewegung geschlossen.

Danan. Eine der größten, imposantesten Versammlungen, die bis jetzt hier stattgefunden haben, war die auf gestern Abend von dem Verband der Gold- und Silberarbeiter einberufene öffentliche Frauenversammlung. Um 8 Uhr war der Saal in der Harmonie dicht von Frauen und Mädchen besetzt, so daß bei Einlaß der Männer wenig Raum zum Stehen war, selbst Hunderte von Frauen mußten stehen. Das Lokal hätte noch einmal so groß sein dürfen, es hätte dennoch nicht gereicht alle aufzunehmen, die noch vor dem Hause standen. Nach erfolgter Bureauwahl ertheilte der Vorsitzende Fr. Wabnitz aus Berlin das Wort zu ihrem Vortrage „Die Frauen in der Industrie“, welcher lebhaften Beifall fand. Durch das Gedränge entstand Unruhe, und begehrien noch sehr viele durch eine Nebentür Einlaß, weshalb der Vorsitzende die Versammlung auf 10 Minuten vertagte, und die Männer erludte, den Saal zu verlassen, was auch geschah. Damit war der überwachende Beamte nicht zufrieden, und wollte die Versammlung schließen. Als ihn der Vorsitzende belehrte, er habe keine Befugnis zu schließen, löste er die Versammlung auf. So ihr Arbeiterinnen, jetzt habt ihr auch gesehen wie Versammlungen aufgelöst werden. Fr. Wabnitz hat versprochen, wieder zu kommen und ihren Vortrag weiter zu halten. was mit Freuden abseits aufgenommen wurde.

In Mainz fand am 11. Oktober eine Frauenversammlung statt, in der Fr. Wabnitz über „die Frau in der Industrie“ sprach und die von Männern und Frauen sehr zahlreich besucht war. In fließender Rede behandelte die Rednerin ihr Thema, indem sie die Ausbeutung der Frauen in den verschiedensten Zweigen gewerblicher Thätigkeit und die daraus erwachsenden Schäden erörterte. Die zum Schluß vorgeschlagene Resolution besaß: „In Ermüdung, daß durch die heutigen wirtschaftlichen Verhältnisse die Frau gezwungen wird, dem Mann Konkurrenz zu machen, und daß eine Besserstellung der gesamten arbeitenden Bevölkerung nicht erreicht wird, bevor eine völlige wirtschaftliche Gleichberechtigung beider Geschlechter eintreten wird; in weiterer Erwägung, daß heute noch sehr viele Arbeiter in der Frau ein nicht gleichberechtigtes Wesen erblicken, beschließt die Versammlung, mit allen Kräften dafür einzutreten, daß solche Vorurteile beseitigt werden und eine lebensfähige Organisation zu Stande kommt.“ Es wurde ein Komitee von 5 Frauen zur Bildung eines allgemeinen Frauenvereins eingesetzt, ein Hoch auf die international-revolutionäre Arbeiterbewegung ausgebracht und die Arbeiter-Marschälle angestimmt.

Allerlei aus aller Welt.

Der wirtschaftliche Niedergang, unter dem gegenwärtig die Arbeiterschaft ganz besonders zu leiden hat, spricht deutlich auch aus einer Statistik, die der Fachverein der Textilarbeiter in Greifeld über die dortige Sammelabfabrikation aufgenommen hat. Nach derselben sind von 2819 Webstühlen bei 28 Firmen nur 1693 im Betrieb. Die frühere Arbeitszeit von 10 Stunden ist wesentlich beschränkt und sogar bis zu 6 1/2 Stunden herabgesetzt worden. Das ist die kapitalistische Verkürzung der Arbeitszeit, die den Arbeiter dem Hunger in die Arme treibt.

Arbeiterrisiko. In der Zuckerrabrik Watenstedt geriet eine Arbeiterin mit einem Fuß ins Getriebe und erlitt so schwere Verletzungen, daß man sie nach Braunschweig ins Krankenhaus schaffen mußte.

Den preussischen Volksschullehrern soll nach den Mittheilungen der „Kölnischen Zeitung“ eine bittere Enttäuschung insofern bevorstehen, als die ministeriellen Erhebungen bezüglich der etwaigen (??) Nothwendigkeit einer Gehalts-erhöhung wieder eingestellt worden sind. Regierungspräsident v. Tiedemann in Bromberg hat sich ebenfalls einer Verlebrer-abordnung gegenüber dahin ausgesprochen, daß Mittel zu einer Besserstellung der Lehrer nicht vorhanden seien. „Es ist eine alte Geschichte, doch ewig bleibt sie neu!“

Wie aus Württemberg berichtet wird, hat soeben ein dortiges Realgymnasium ein Mädchen zur Ablegung des Abiturienten-Examens zugelassen. Die Kandidatin, Gräfin Maria von Linden, hat das Examen bestanden und also das Recht zum Studium der Naturwissenschaften, der Mathematik oder der neueren Sprachen erlangt, das bekanntlich den Abiturienten der Realgymnasien zuerkannt ist! Was in Württemberg ohne Erschütterung der Grundgesetze des Staatswohls möglich war, wird es vielleicht auch in Preußen sein. Man darf daher gespannt sein auf das Schicksal der Petition, welche der „Deutsche Frauenverein Reform“ soeben dem preussischen Abgeordnetenhaus überreicht hat; diese Petition ist bereits die fünfte, welche genannter Verein zum Zweck der Eröffnung des Universitätsstudiums für das weibliche Geschlecht eingereicht hat! Der „Deutsche Frauenverein Reform“ (Zentralität z. B. Weimar) bildet bekanntlich den Mittelpunkt dieser Bestrebungen, welche der Frau das ungeschmälerte Recht auf Bildung erkämpfen wollen; da

ein Mädchengymnasium als unerläßliche Vorbedingung für die Zulassung der Frau zum Universitätsbesuch anzusehen ist, hat genannter Verein beschlossen, die Errichtung eines solchen aus privaten Mitteln in die Hand zu nehmen und sammelt augenblicklich Beiträge zu einem Gymnasiums-fonds. Am 20., 21. und 22. d. M. hält der Verein seine dies-jährige Generalversammlung in Erfurt ab; die am Abend des 21. stattfindende Sitzung ist öffentlich, also jedermann zugänglich; auf derselben wird u. a. der Reichstagsabgeordnete Dr. Harmening über die Stellung der Frau nach dem Entwurf des neuen bürgerlichen Gesetzbuches reden.

Londoner Glend und Armenhäuser. Aus London wird folgendes mitgeteilt: Am Mittwoch ereignete sich ein sehr samer Vorgang um die Mittagstunde, und zwar in der City, wo das Menschengewühl am stärksten um jene Zeit vor einem großen, prachtvollen Juwelierladen erschienen zwei Arbeiter, der eine mit einer Eisenklinge, der andere mit einem langen Bohrer bewaffnet, und zerschmetterten in Ru die großen Spiegelscheiben. Sie blieben ruhig stehen, rührten nichts von den Kostbarkeiten an und ließen sich ohne Gegenwehr verhaften. Sie sagten aus: „Wir thaten das in voller Absicht. Wir zerbrachen die Scheiben, um die Aufmerksamkeit auf unsere eigene traurige Lage und die unserer Klasse zu lenken. Es ist für in's Glend gerathene Leute unmöglich, die Ausstellung von so strahlendem Luxus mit Ruhe zu ertragen, oder den Hohn und die Verachtung zu bändigen, welche einen beim Anblick solcher Fenster überkommt, die gleichsam Hohn lachen in ihrer Fülle von Gold und Edelstein.“ Uebrigens wurden 16 Schilling in ihrer Tasche vorgefunden. Unser Letztes vom Pfanbleiber, war die Erklärung. Nichts wurde in den Fenstern vermisst. — Es ist öfters schon vorgekommen, daß Hungerleider Fenster einschlugen und sich ruhig verhaften ließen mit der Erklärung: „Unsere Armenhäuser werden zur Abschreckung verworfen. Wir leiden Noth und wollen lieber die bessere Pflege des Gefängnisses.“ Eine Frau, die Hungers starb, erklärte vor ihrem Tode, daß sie diesen einer Aufnahme in das Armenhaus vorgezogen, und ein alter Mann verübte Selbstmord, auf einem Zettel dasselbe Motiv als Erklärung hinterlassend. Wenn eine Familie in's Glend kommt und sie wendet sich an die Behörde um Aufnahme in das Armenhaus, so muß sie sich der Trennung unterwerfen. Der Vater wird aufgenommen; die Familie bleibt draußen und muß sich wochenlang einmal in das Armenhaus einfinden, um ein gewisses Quantum Lebensmittel in Empfang zu nehmen. Dafür muß der Vater im Armenhause täglich Steine klopfen. Dies erfolgt alles nach der „Theorie“, daß solche Abschreckung das beste Mittel sei, um etwaiger Trägheit und erheuchelten Glend vorzubeugen! Charles Dickens hat in seiner Romanfigur „Bumble“, dem Armenhausportier, diese Praxis in derben Zügen geschildert.

Die Berliner Volkssücker haben gegenwärtig begreiflicher Weise ihre liebe Noth. Die Lebensbedürfnisse sind theuer; die nöthigen Ausgaben müssen gedeckt werden; die armen Leute wollen für billiges Geld ihren Hunger stillen und, die Haupt-sache nicht zu vergessen, der Ruhm der menschenfreundlichen Volkssücker-Unternehmer, Frau Lina Morgenstern voran, muß glänzen. Sollen alle diese Ansprüche befriedigt werden, so ist das nur möglich, indem man die Größe der gereichten Speise-portion so einrichtet, daß jeder dieser Faktoren dabei zurecht kommt, ausgenommen der Magen des Hungrigen. Es klingt ja auch für den wohlhabenden Bourgeois bezaubernd, wenn er sieht, daß ein Arbeiter in der Volkssücker schon für 15 Pf. eine Mahlzeit, allerdings nur eine halbe Portion, genießen kann. Was kann man denn für die nothleidende Menschheit mehr thun? Nun muß man sich einmal so eine Portion gegenwärtig ansehen. Die Sorge der Volkssücker-Verwaltung scheint in erster Reihe darauf gerichtet zu sein, daß sich nur ja keiner der Mittagsgäste den Magen überlastet. Als Kuriosität wurde uns dieser Tage eine Extra-Fleischportion eingesendet, die in einer Volkssücker für 5 Pf. gekauft war; gewiß ein geringes Geld bei den heutigen Fleischpreisen. Aber die Menge muß es bringen! Wir haben uns redlich bemüht, das Gewicht dieser Fleischportion festzustellen. Es wog genau 10 Gramm. — Danach kostet das Pfund 2 Pf. 50 Wfg. In jedem Fleischladen ist aber Schweinebraten besser Qualität, der als Durchschnitt verkauft wird, für 1 M. 60 Wfg. pro Pfund zu haben. Legt man diesen Preis als Maßstab für die Fleischportionen der Volkssücker an, so arbeitet diese mit einem Profit bei dem Fleisch allein von etwa 66 Proz. — Dafür, sollte man meinen, könnte es ein Nicht-Wohlthätigkeits-Unternehmer auch thun und die Kellame, die für die Volkssücker in den „arbeiterfreundlichen“ Klammern gemacht wird, ist eigentlich nicht recht verständlich. Hoffentlich kaufen doch die Volkssücker im Großen ihren Bedarf an Fleisch und sonstigen Speise-mitteln ein. — Es hört sich ja gewiß für eine Hausfrau, die in besseren Verhältnissen lebend, täglich für ihre Familie ein oder einige Pfund Fleisch auf den Tisch bringt, sonderbar genug an, wenn der einzelne Arbeiter, der genöthigt ist, in der Volkssücker zu essen, wegen seiner Fünf-Pfennig-Fleisch-Portion Stellung macht. Allein bei den theuren Zeiten haben die armen Leute genau rechnen gelernt und man kann es ihnen wahrhaftig nicht verdenken, wenn sie aufpassen, ob sie für ihr Geld auch entsprechende Waare, namentlich Nahrungsmittel erhalten. Wir haben hier über einen einzelnen Fall berichtet. Thatsache aber ist, daß Klagen solcher Art in zahlreichen Fällen laut werden. Die Volkssücker sind aber nicht besser, wie jedes andere Unternehmen und es muß dem geflissentlich verbreiteten Wahne entgegengetreten werden, als ob die Arbeiter in den Volkssücker etwas geschenkt oder im Verhältnis zu den üblichen Marktpreisen besonders wohlfeil erhalten. Nach dem oben geschilderten Fall ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß von den Speisevorräthen in den Volkssücker manchmal Etwas in die „unrechte Kelle“ gerät.

Sprich ja und nein, und dreh' und deutle nicht; Was du berichtest, sage kurz und schlicht, Was du gelobest, sei dir heil'ge Pflicht, Dein Wort sei heilig, d'rum verschwend' es nicht.

Zur Saison empfehle die schon bekannt billigen und elegant garnirten

Damenhüte,

zum Preise von 3.50, 5, 7, 9 und 12 M.

Mache noch besonders darauf aufmerksam, daß sich keine Dame die Hüte selbst so billig herstellen kann.

Modobazar M. Raff,

Berlin, Evandauerbrücke 14.

Den Genossinnen wird diese Firma bei Bedarf besonders empfohlen.

Druck von Fr. Meyer & Hinzpeter, Hamburg, Rosenstraße 10.

Das Gefinde-Zeugnisbuch.

Theorie und Praxis.

Das Dienstmädchen Viktoria K. ist aus Vircavice bei ... geboren. Sie ist katholisch ...

Die Ungebührlichkeit — um dies gleich vorweg zu ... bestand nach Darstellung der K. darin, daß sie ...

Der Reihe guter Dienstzeugnisse, die sich in der K. Dienst ... befanden, hatte ihr Brotherr aber folgendes Zeugnis ...

Viktoria K. diente bei Unterzeichnetem vom 1. Oktober 1890 bis 24. März 1891 als Stubenmädchen. Sie war fleißig und ehrlich, ihr Betragen aber in so hohem Grade frech und ungebührlich, daß sie nach § 96, 1 und 2 der Gefindeordnung sofort entlassen werden mußte.

Striefen, den 24. März 1891.

(Unterschrift.)

Die K. wandte sich rechtzeitig an den Gemeindevorstand ... behufs Abänderung des Zeugnisses. Dieser bescheid ...

Daß die Inhaberin dieses Zeugnisses bei der unterzeichneten Stelle rechtzeitig den Antrag auf Abänderung desselben angestellt hat, wird hierdurch bezeugt.

Striefen, den 5. April 1891.

Der Gemeindevorstand.

(L.-S.)

Glaß.

Nach Anrufung der Behörde hatte Untersuchung wegen „Frechheit“ und „Ungebührlichkeit“ der K. einzutreten. erfolgte und ergab die Unwahrheit der vom Brotherrn ...

Auf Grund rechtskräftiger Entschliebung der unterzeichneten Stelle ist zu bezeugen, daß die aufgestellten ...

Striefen, den 23. April 1891.

Der Gemeindevorstand.

(L.-S.)

Glaß.

Gemäß der Verordnung des Ministeriums des Innern ... 8. September 1842 hatte die Behörde den Brotherrn zu ...

„wiederholt in so hohem Grade frech und“, sowie der Schlusssätze: „daß sie nach § 96, 1 und 2 der ...

Die königliche Amtshauptmannschaft war also der ... daß dem schuldlosen, durch die ordinärsten Juruse ...

Sie bescheinigte in demselben Dienstbuche die erfolgte ...

Hierdurch wird bescheinigt, daß die in dem von ...

Aus dem Leben.

Kein Roman.

Es war der Sohn einer angesehenen Familie. Der ... gehörte den höchsten Beamtenkreisen an, die ...

Er war der einzige Sohn und daher der Liebling ... Mutter. Die Noth hatte sie gezwungen, zu einem ...

Soweit wäre alles gut gewesen, Jugend hat keine ... Jugend muß austoben, noblesse oblige und ...

Abänderungen bez. Durchstreichungen von Herrn ... in Person ausgeführt worden sind.

Dresden-Neustadt, am 6. Mai 1891.

Königl. Amtshauptmannschaft.

(L.-S.)

J. A.:

Graf v. Lippe.

Der Leser wird sich denken können, daß die K. auf das theilweise durchgestrichene und, soweit als nicht durchgestrichen, noch immer ungünstige Zeugnis keinen Dienst bekam. „Man möchte sie gern nehmen“, war die Antwort, „aber es müßte doch ihrerseits nicht alles in Ordnung gewesen sein; etwas Schuld müßte sie doch tragen.“

Es ist völlig verständlich, daß die Herrschaften an einem derartig korrigirten Atteste Anstoß nehmen und die vielen Eintragungen der Gemeinde- und polizeilichen Behörden verstärken diese Abneigung. Wer die „Herrschaften“ kennt, wird wissen, wie wenig dieselben mit Dingen und Menschen zu thun haben wollen, bezüglich deren behördliche Einschreitungen nöthig waren. Die Feinheit vielleicht in bester Absicht erlassene Ministerialverordnung wird in ihrer praktischen Anwendung ein Hinderniß mehr für das betroffene Gefinde, um einen Dienst zu erhalten. Etwas bleibt hängen!

Im Leben nehmen die meisten Menschen leider immer an, daß, wer die Polizei anrufen mußte oder diese jemals anrief, doch „etwas gemacht haben müsse, was nicht hübsch ist“, wie der Sachse sagt. Die ruhigsten, stillsten Menschen, von denen Niemand redet, bezüglich deren nie etwas vorkommt, die „guten“ Bürger sind Allen allezeit die liebsten. Das trifft namentlich auf die Herrschaften im Verhältnis zu ihren Dienstboten zu.

Wir halten die damalige Entscheidung der Amtshauptmannschaft, welche die Worte „aber ungebührlich“ stehen ließ, umso mehr für eine der K. ungerechtfertigt gewordene, als § 12 der Ausführung der Gefindeordnung, welcher von der Zeugnisausstellung gegenüber gerichtlich bestraftem Gefinde handelt, bereits ausführt: „Bei kleineren Vergehungen, wenn sie zur gerichtlichen Abhandlung gekommen und von Dienstboten abgehört worden, ist sich im Zeugnisse so auszudrücken, daß dem weiteren Fortkommen des Dienstboten kein Hinderniß im Wege steht.“

Die Viktoria K. aber hatte völlig Erlaubtes und Straßloses auf die Worte: „Du katholische Lügnerin“ erwidert, war nicht gerichtlich bestraft und mußte dennoch mit einem Bisum der Amtshauptmannschaft in die Ferne ziehen, welches ihrem Fortkommen ein Hinderniß war.

Das ist die Theorie und die Praxis.

Die Praxis fällt immer anders aus.

„S. A.“

Ein soziales Bild aus der Eifel.

Wenig noch von Schienenwegen berührt, mit Recht bemitleidet wegen der Armut ihrer Bewohner, mit Unrecht verurtheilt als faul und öde, liegt die Eifel zwischen Mosel, Sauer und Rhein eingekleidet, durchschnitten von den Begirsgrenzen der Regierungsbezirke Trier, Koblenz, Köln, Aachen. Selten hört man was aus der Eifel, und wenn — dann ist es nichts Gutes. Es ist dann die Noth der ärmsten unter allen Proletariern, die Noth der Landproletarier, welche den Anlaß giebt, daß sich die Dessenlichkeit mit dem Volke der Eifel abgiebt.

Der Sohn der Eifel ist meist ein kleiner Grundbesitzer — und nur von der Masse sprechen wir, nicht von den wenigen Vorzugen —, der in harter Arbeit der geizigen Scholle die Frucht abringt: Hafer, Kartoffeln, zuweilen noch Flachs und Weizen, seltener Weizen, häufiger Buchweizen (Hädelch, Heidekorn). Seine Bedürfnisse sind gering. Sieht es doch noch Striche, wo der Kaffee als Luxus gilt und Kartoffelsuppe, Bohnen- oder Erbsen- oder „gebrannte Mehlsuppe“ die einzige Nahrung sind.

Es giebt in der Eifel Geistliche, welche den Eisenbahnen feind sind, welche das Volk der Außenwelt

die er selbst als Sohn eines reichen Gewürzkrämers sich weder angeboren, noch auch unter dem Staube der Alten vollständig zu eigen gemacht hatte: Die Mutter aber sagte: Das ist Fleisch von meinem Fleisch.

Aber, aber — es ist, als ob das sozialistische Gift epidemisch wirkt. Es war ein junges Mädchen. Es giebt viele junge Mädchen. Das junge Mädchen war schön. Viele junge Mädchen sind schön. Sie war durchaus ehrenhaft, anständig, besaß Verstand und Geist, sie hatte nur einen Fehler: Sie war keine „Geborene“, ihre Eltern besaßen nicht einmal Geld, kurzum, sie war von niedrigster Herkunft. Der junge Mann sah sie. Wo? Unsere Leserinnen aus der „guten“ Gesellschaft bitten wir, nicht zu sehr die Nase zu rümpfen, wenn wir ein Geschöpf hervorheben, die bloß die Tochter eines armen Tischlermeisters war, nicht einmal eines Möbelfabrikanten. Der Vater arbeitete mit einem Gesellen und einem Lehrling, manchmal, und das war meistens der Fall, auch ohne Gesellen. Was soll das Geschöpf in dieser Geschichte? Der junge Mann hat eine kleine Pousfada, er hat es dazu, er kann für seine „Flamme“ was draufgehen lassen, und ihre Eltern können sich geschmeichelt fühlen, daß das dumme Ding von Tochter ein so anständiges „Verhältniß“ hat. Woju uns also mit solcher Geschichte emmynen?

Ja jetzt kommt eben das Horrible. Das Geschöpf war in einem Modegeschäft. Der junge Mann kaufte dort für seine kleine Balleteuse eine Garnitur. Er sah das Mädchen und — wie diese Geschöpfe sind — wußte sie dem jungen Manne in die Augen zu sehen. Das blaue Blut der Mutter, begeistert für alle ritterlichen Passionen, bewirkte, daß er sich Knall und Fall in das Geschöpf verliebte; er bot ihr an, sie nach Hause zu begleiten, sie ins Theater zu führen, er lud sie zum Souper ein, aber — man denke sich die Koketterie des Frauenzimmers — sie wies ihn höflich (weiß der Himmel, wo diese Geschöpfe die feine Manier herhaben!) aber kalt zurück. Hierdurch entflammte sich das Blut des jungen Mannes noch mehr, er wußte sich in ihre Familie einzuführen, er aß des Abends bei ihr Häring und Pektartoffeln, er gab seine alten Pousfaden auf, er schrieb sogar auf eine langersehnte Einladung seiner Balleteuse zu einem gemüthlichen Abend eine ablehnende Antwort, ja, er begann plötzlich eine förmlich krankhafte Neigung zur Arbeit zu gewinnen, er wurde der gewissenhafteste Komptoirmensch, kurz, er wurde immer plebejischer, er behandelte sogar den Kellner anständig.

näher bringen würde. Weshalb? Weil der wachsende Verkehr die „alte Einfachheit“, wie die Noth mit einer überaus schönen Wendung genannt wird, beeinträchtigen und das Volk „Korrumpiren“, d. h. an mehr Bedürfnisse gewöhnen und es anderen als den hergebrachten Anschauungen zugänglich machen könnte. Auch von einem Landtagsabgeordneten wird gesagt, daß er aus einer Art Volkspatriotismus gegen eine Eisenbahnlinie sei, die gerade von den Bauern sehr gewünscht wird.

Wohl der bedauernswürdigste Proletar der Eifel ist der Lehrer. Nicht das, was sonst wohl auf den Lehrern reitet, ist es, das den Volksschullehrer der Eifel drückt. Hier ist es die Noth der Bevölkerung, an der er mittragen muß, und für die daher der Lehrer in der Eifel ganz von selbst ein größeres Verständniß hat, als anderswo. „Die Lage der Lehrer in der Eifel“, so schrieb neulich die „Wittlicher Zig.“, „trankt an mancherlei Uebelständen. Zunächst machen sich die Folgen des Aspirantenwesens, das früher in der Eifel gang und gäbe war, geltend. Dann ist es die Noth der Eifelbewohner, schließlich sind es die schlechten Gehaltsverhältnisse, die in Folge der herrschenden Theuerung, der geringen Entwicklung des Verkehrs, der Schwierigkeit der Kindererziehung und -Versorgung, der Abgeschlossenheit des Landes die Lage des Lehrers ganz besonders ungünstig beeinflussen.“

Mit Rücksicht auf die Armut der Eifelgemeinden, um ihnen nämlich die höheren Ausgaben für ausgebildete Lehrkräfte zu sparen, war die Jugend der Eifelstädter lange Zeit den Lehraspiranten als Versuchssubjekt überantwortet. Ueberantwortet in des Wortes schlimmer Bedeutung. Denn die Jugend konnte von jungen Leuten, die selbst nicht viel wußten, unmöglich viel lernen, und konnte auch zu dem jungen Menschen, der, selbst kaum der Schule entwachsen, ihr Erzieher sein sollte, durchaus nicht mit großer Ehrfurcht aufsehen.

Dieses Aspirantenwesen stand bis vor wenig, etwa fünf oder sechs Jahren in Blüthe.

Die Lehrer, welche an die Stelle der Aspiranten getreten sind, erhalten nur ein geringes Gehalt. „M 900 baar und eine oft ungenügende Wohnung, während sich sein Budget auf M 1451.63 beziffert, wobei für Brot M 273.75, für Kartoffeln M 60, für Butter M 93.60, für Milch M 182.50 jährlich angesehen und eine Familie von fünf Köpfen angenommen ist. Es gehört wahrlich ein starker Idealismus dazu“, meint sehr richtig die „Wittlicher Zeitung“, „in solcher Lage pflichtgetreu auszuharren.“

Die Gemeindevertretungen pflegen jeden Anspruch der Lehrer auf Besserung ihrer Lage einfach zurückzuweisen. Sie denken dabei eben an die Noth, unter welcher die Eltern der Kinder selbst leiden, und die häufig genug eine Steigerung, also z. B. durch höhere Leistungen für die Schule, schon gar nicht mehr erträgt.

„Wenn“ — so meint die „Wittlicher Zeitung“ — „der Staat etwas für die Eifelbevölkerung thun will, so sorge er vor Allem für eine auskömmliche Besoldung der Lehrer, für einen Schulunterricht, der höher gehenden Anforderungen entspricht. Er beschleunige den Ausbau des Bahnnetzes; er setze die Dienstzeit herunter, damit die erwachsenen Söhne den Eltern helfen können und nicht die halberwachsenen aus der Schule gehalten werden müssen; er lasse eine größere Berücksichtigung der Militärreklamationen von Kleinbauernleuten Platz greifen, statt daß jetzt eine Reklamation je eher berücksichtigt wird, je höher die Grundsteuer der Eltern ist. Er setze die Grundsteuer für den kleinen Grundbesitz herab und nehme die Schulkassen den Gemeinden ab; er sorge für Vermehrung der landwirtschaftlichen Winterschulen, daß die Provinz die Zahl derselben etwa verdoppelt. Er schaffe endlich eine obligatorische Vieh-, Hagel- und Wasserschadenversicherung für den Bauer. Das sind diejenigen Forderungen, welche fürs Erste im Interesse der geplagten Proletarier der Eifel erhoben werden müssen — aber genau

aber kalt zurück. Hierdurch entflammte sich das Blut des jungen Mannes noch mehr, er wußte sich in ihre Familie einzuführen, er aß des Abends bei ihr Häring und Pektartoffeln, er gab seine alten Pousfaden auf, er schrieb sogar auf eine langersehnte Einladung seiner Balleteuse zu einem gemüthlichen Abend eine ablehnende Antwort, ja, er begann plötzlich eine förmlich krankhafte Neigung zur Arbeit zu gewinnen, er wurde der gewissenhafteste Komptoirmensch, kurz, er wurde immer plebejischer, er behandelte sogar den Kellner anständig.

Diese Wandlung war im höchsten Grade auffällig. Der Vater des jungen Mannes freute sich zunächst darüber, daß die Mahnbrieft der Gläubiger seines Sohnes ausblieben, ja, daß er sogar lobende Aeusserungen über ihn von seinem Prinzipal hörte, die kluge Mutter aber schüttelte den Kopf. Sie hatte Recht. Es sollte leider nur zu bald bestätigt werden.

Man denke sich — die jungen Damen werden es für unglaublich halten, es ist wahr, wirklich war — eines Tages erklärte der junge Mann (es ist wirklich unglaublich), er erklärte eines Tages seinen Eltern, (der junge Mann schien verrückt geworden zu sein), er erklärte, daß er die Tischlerstochter heirathen wolle. Zuerst glaubten die Eltern, der Sohn habe einen Fieberanfall. Wie konnten sie denken, daß ihr Sohn so tief herabgekommen sei, um solcher Verworfenheit fähig zu sein! Der junge Mann aber blieb halbstarrig. Alles Zureden, Bitten, Flehen, ja Drohungen halfen nichts. Selbst die Stimme der Mutterliebe verhallte wirkungslos. Vergebens sagte sie: „Aber, lieber Sohn, stürze Dich nicht ins Unglück. Ich habe ja nichts dagegen, wenn Du das Mädchen liebst. Aber heirathen? Den Schimpf wirst Du doch Deiner Familie nicht anthun.“

Der Sohn blieb fest. Da sahen sich die Eltern genöthigt, im Interesse der sittlichen Weltordnung, um die Heiligkeit der Ehe und Familie zu behaupten, ernste Maßregeln zu ergreifen. Sie bewirkten, daß das

wissen wir, daß der Staat nicht ohne Weiteres darauf ein- geht. Die Bauern müssen es erst drohend und trühtig fordern; es muß ihnen erst eine Organisation gegeben werden. Und das wird nicht ausbleiben."

Viel würden die hier vorgeschlagenen Mittel auch nicht helfen. Es sind grundsätzlichere Reformen nötig, wie sie die Sozialdemokratie zu erlangen bestrebt ist.

Frauenstudium.

Ueber „weibliche Aerzte in Indien“ entnehmen wir einen Artikel der Berliner Schriftstellerin Lina Morgenstern im „Leipziger Tageblatt“ folgende interessante Darstellung. Das Elavenleben, welches die Hindufräuen noch vor zwanzig Jahren führten, wurde den Engländern zuerst durch die Missionare entlockt. Ueberall, wo diese ihre Belehrungsversuche machten, suchten sie durch den Einfluß der Frauen auf die Bevölkerung zu wirken. Allein in Indien war dies unmöglich, da kein Mann in die Zenanas, Frauengemächer, eindringen, keine Hindufräuen Umgang mit fremden Männern haben durfte, mit Ausnahme des Gatten, des Vaters oder des Bruders. Diese Trennung der Geschlechter hat zur Folge, daß Millionen Frauen der Fürsorge des Arztes entbehren; wurde ein solcher zu einer kranken Hindufräuen gerufen, so war diese durch einen Vorhang von ihm getrennt; durch eine in diesem angebrachte Oeffnung streckte sich ihm ein zarter Arm entgegen, dessen Puls er fühlen konnte; in derselben Weise wurde die Zungenspitze sichtbar, ohne daß Arzt seine Patientin sah. Nur in ganz außerordentlichen Fällen kam es vor, daß man, entgegen der strengen Sitte, den Arzt hinter den Vorhang ließ.

Die Missionare kamen zu der Einsicht, daß den indischen Frauen nur durch Frauen beisukommen sei. Ihre Gesellschaften stellten sich daher die Aufgabe, intelligente junge Mädchen zu Missionaren auszubilden. Diese schickten sie nach Indien, um die Ungläubigen zum Christenthum zu bekehren. Die Missionarinnen, denen es, Dank ihrem Geschlechte, leicht war, in die Frauengemächer zu dringen, wurden mit Wohlwollen von den Indierinnen aufgenommen und Viele von diesen schlossen ein Freundschaftsbündniß mit den barmherzigen Schwestern. Brachten diese doch den ersten Trost, Abwechslung und geistige Erhebung in ihr einsörmiges, beschränktes Leben, von dem europäische Frauen sich kaum eine Vorstellung machen können. Die verheiratete Frau hängt von ihrem Manne in schmählicher Weise ab; sie darf sich mit ihm nicht zu Tische setzen, überhaupt in seiner Gegenwart nicht zu sitzen wagen. Noch unwürdiger und demüthiger ist die Existenz der Mädchen und Wittwen, deren Entbehrungen, schlechte Behandlung und gesellschaftliche Erniedrigung jeder Beschreibung spotten.

Für die ganze weibliche Bevölkerung war es vom höchsten Einfluß, als Miß Veilby von Lucknow nach Puna, einem unabhängigen Staate Zentral-Indiens, zu der Königin Maharana gerufen wurde. Ehe Miß Veilby die Maharana verließ, hatte sie eine wichtige Unterredung mit derselben. Sie schickte ihr Gefolge fort und bat sie, ein Gelübde zu thun. Miß Veilby weigerte sich, ehe sie nicht wußte, um was es sich handle; endlich sagte die Prinzessin: „Sie reisen nach England, ich wünsche, daß Sie Ihrer Königin mittheilen, ebenso den Fürstlichkeiten und den Bewohnern des Landes, wie grausam die Frauen in ganz Indien während ihrer Krankheit im Frauengemäch leiden; wollen Sie mir dies versprechen?“ Miß Veilby konnte den Bitten nicht widerstehen. Sobald Miß Veilby zurückgekehrt war, schrieb sie Königin Victoria von Dem, was sie in Indien erlebt hatte; diese gewährte Miß Veilby eine Privataudienz und sagte: „Einen so traurigen Zustand der Dinge hätte ich nicht vermuthet; den armen Geschöpfen muß geholfen werden.“ Sie händigte Miß Veilby für die Maharana ein Handschreiben ein und fügte die Worte hinzu: „Wir möchten, daß Jeder wisse, wie sehr wir mit all denen sympathisiren, die sich bemühen, das traurige Schicksal der leidenden Frauen in Indien zu mildern!“ Seit 1874 wurde eine medicinische Schule für Frauen in Madras, Dank den Bemühungen des Dr. Edward Valsour, des Seniors der dortigen Medicinalbehörde, mit drei Studentinnen eröffnet. Eine derselben, Miß Dora White, ein in Indien geborenes Mädchen von englischer Abkunft, bestand die Prüfung mit Auszeichnung.

Mädchen, welches den jungen Mann verführt hatte, aus dem Geschäft entlassen wurde, ihr Vater verlor seine Kundschaft, der junge Mann sollte durch eigene Noth gebessert werden. Von nun an blieb die Börse des Vaters dem Sohne verschlossen. Er suchte sich bei der Geliebten zu trösten — hier fand er die bitterste Noth und konnte selbst nicht helfen. Er suchte Trost und doch — die Eltern des Geschöpfes sagten zwar nichts, aber er fühlte doch den geheimen Vorwurf, daß er sie ins Elend gestürzt. Er suchte Zerstreuung, aber — er kam auf's Neue in Schulden. Wo er war, Noth und Elend; auf der andern Seite, welche Lockbilder hielt die Mutterliebe bereit!

Die „Mutterliebe“ siegte, ja sie siegte so herrlich, daß der junge Mann heute bereits der Gatte einer Frau aus „guter Familie“ geworden ist. Man sagt ihr zwar so Manches nach, aber — was schadet das? Er ist zwar nicht ihre erste Liebe, wohl auch nicht die letzte (Lieutenant von A. J.) gehört zu ihren besondern Günstlingen — in der „guten“ Gesellschaft drückt man ein Auge zu, sie mag zwar bereits etwas verlebt sein, sie hat aber im Salon beim Lampenschein ein besonders interessantes Aussehen, er selbst ist wirklich Kommerzienrath geworden und einer der eifrigsten Verfechter der „Ordnung und Moral“ und hat erst jüngst eine Rede gehalten gegen die Umsturzideen der Sozialdemokratie, welche Sittlichkeit, Ehe und Familie beseitigen wollen. Ganz hat er freilich noch immer nicht seine plebejischen Fehlstritte aus dem Kopf schlagen können; wenn er dem Geschöpfe begegnet — sie hat sehr gealtert und fesselt kein junges Herrchen mehr — schlägt er die Augen nieder. Aber die Moral ist gerettet. Ja, noch herrscht die Sittlichkeit in der „guten“ Gesellschaft, und die Heiligkeit der Ehe und Familie trotz der Umsturzbestrebungen sozialdemokratischer Agitatoren. (Sächsischer Arb.-Ztg.)

Eine zweite war Mrs. Scharlieb, eine in Madras anfängliche englische Familienmutter. Nachdem sie ihre medicinischen Studien beendet hatte, ging sie mit ihren Kindern nach London und machte an der dortigen Universität ein so glänzendes Doktorexamen, daß sie die goldene Medaille erhielt. Eine dritte sehr verdienstvolle Aerztin, Miß Nancy Monelle, die zuerst Missionarin war, wurde, von Dr. Valsour in Hyderabad als Hospitalärztin eingeführt, mit wahrhaft fürstlichen Ehren empfangen. Sie war aber auch un- gemein thätig. In einem Jahre hatte sie ohne jeglichen Beistand 10,031 kranke Frauen und Kinder behandelt. Im Jahre 1882 schrieb Mr. Dr. Hoggan, praktische Aerztin in London, eine Broschüre über die Frauen-Aerztinnen in In- dien, welche eine neue Aera in dieser wichtigen Angelegenheit hervorrief. Ein einflußreicher Bewohner der Stadt Bombay schrieb Mrs. Dr. Hoggan, er und seine Freunde wollten ein Kapital aufbieten, um tüchtigen Aerztinnen die Uebersiedelung nach Indien und dort eine gute Existenz zu sichern, um gratis arme Indierinnen zu pflegen und die geeigneten Frauen dort in Gesundheitspflege und Heilkunde zu unter- richten. Dieses Schreiben wurde in Meetings und öffent- lichen Konferenzen vorgetragen und mit Begeisterung auf- genommen. Eine Gesellschaft, die schon längere Zeit sich die Aufgabe gestellt hat, das Band zwischen England und Indien fester zu knüpfen, ernannte ein Komite, welches sich nur mit dieser Frage beschäftigen sollte. Eine Subscription, die in Bombay eröffnet wurde, erzielte bereits am Schluß des Jahres 1883 eine Summe von 125,000 Franks und ein reicher Indier, M. Pestoujee Dormusje Cama, gab eine Summe von 300,000 R. zur Begründung eines Frauen- hospitals. Im November 1884 wurde der Grundstein zu diesem Hospital in Bombay gelegt. Eine Engländerin, die schon mehrere Jahre in London praktizierte und vorher ihr Doktorexamen glänzend bestanden hatte, Dr. Mary Edith Pechey, ist als Chefarzt dieses Krankenhauses, nach dessen Vollendung eingetreten; ihr zur Seite steht ein weiblicher Assistenzarzt.

Weibliche Aerzte giebt es zur Zeit in New-York nicht weniger als 150, während in den anderen Staaten der Union wohl noch die doppelte Zahl praktiziert. Einige dieser Doktorinnen haben ein regelmäßiges Einkommen von 2000—4000 Pfund, der gefuchteste weibliche Arzt sogar ein solches von 5000 Pfund (100,000 M.).

Der Aberglaube im Menschenleben.

In einer Volksmedizinischen Skizze aus dem steierischen Hoch- land theilte Arthur Schleimer in einem Feuilletonartikel der „Allg. Ztg.“ eine Reihe in-eressanter Gebräuche mit, an deren Heilkräftigkeit unter den dortigen abergläubischen Be- wohnern noch heute fest geglaubt wird. Die Zahl der Mittel gegen Krankheiten der Athmungsorgane ist Legion, manche Mittel sind geradezu räthselhaft, aber je entzücklicher sie sind, desto größer ist der Glaube an ihre Heilkräftigkeit. Die Apotheker im Ge- birge werden um die ungläublichsten Fette angegangen, sie kommen aber nie in Verlegenheit, da sie mit Ernst und Würde das Verlangte immer aus einem Topfe, nämlich mit Schweine- fett, abgeben, mag das Gebirgsvolk verlangen, was es will. Feishe Graderbe spielt bei Lungentränen ebenfalls eine Rolle. Fische, Vögel und Käse, ziehen das Leiden an“, Feishe mit Ameisen in einen Topf gethan bringen Heilung, wenn der ge- qualte Frosch nicht quast. Auch auf Bäume wird die Absehrung verpflanzt, indem man Blut des Kranken auf die Wurzeln eines Kirschbaums schüttelt, um den Baum zum Absterben zu bringen. Wenn der Baum eingeht, wird der Kranke gesund. Zwetschen- bäume, Hollunderstauden werden hierzu auch gewählt. Köstlich ist ein Erbsminger Mittel gegen Zahnweh, bestehend aus soge- nannten „Zahnweh-Zetteln“, Papierstreifen, auf welchen die Buchstaben L, A, C, S, O, N, I, N, S in drei Reihen ge- schrieben stehen. Boreerst geheimnißvolle Worte murmelnd, durch- sichtig der Helfer in Gegenwart des Patienten mit jener Gabel, welcher sich der Kranke gewöhnlich beim Essen bedient, der Reihe nach die verzeichneten Buchstaben, bei jedem den Namen des Leidenbenennenden. Die Zettel werden hierauf verbrannt und der Patient muß sich hierauf zur Ruhe begeben, da unmittelbar nach dem Verbrennen der Zahnschmerz heftiger wird, um dann gänzlich zu schwinden. Gegen Magenleiden werden der ländlichen Verdauungskraft entsprechend drastisch wirkende Mittel angewendet. Lebensbalsame (die vielbeliebte Augsburger Lebensessenz wird „Lebens-Binzeng“ genannt), Essenzen, Pillen und Thees finden massenhaften Absatz, ebenso Sonnenblätter und Fuchselber. Das sogenannte Schluchzen (Schneider) zu vertreiben, muß man ge- stohlenen Brod essen. Die Selbsthuth kurirt man im Gebirge fast ausschließlich mit Sympthiamitteln, oft der kuriossten, nicht diskutirbaren Art. Daß der Simpel, Goldammer, Kreuzschnabel und Kanarienvogel die Selbsthuth ansieht, ist im Volke eine aus- gemachte Sache. Sehr verbreitet ist es, daß eine unerwartete Ohreisse ins Gesicht oder eigentlich der Schred darüber, die Selbsthuth nehme. Unter dem Begriff des Fiebers wird eine Reihe von Krankheiten als Ursache statt des Symptoms eines Leidens bezeichnet. Kreuzspinnen und Heuschrecken bilden beliebte Fieber- amulette. Auch das schon den Römern bekannte Zauberwort: Abracadabra wird, auf Zettel geschrieben und dem Kranken umgehängt, nicht verschmäht. Uralt ist der Brauch des Abbetens oder Wendens des Fiebers. So wird über der Zimmerthür ohne Vorwissen des Kranken geschrieben: „Fieber bleib aus, i bin nöi z' Haus.“ Einer Koflar ähnlich ist bei Deutschlands- berg der Wus, daß fieberkrante Leute Besöf trinken und dann zum Schwitzen in einen warmen Badofen kriechen, wo sie bis an die Grenze der Möglichkeit geduldt ausdauern. Daß bei solchen Volksmeinungen die Impfung als Teufelswerk bezeichnet wird, darf nicht Wunder nehmen. Im Emsthal verweigerte ein Bauer die Impfung seiner Kinder mit der Bemerkung: „Unser Herrgott war a nüt g'impft!“

Allerlei aus aller Welt.

Welchen sittlichen Gefahren die Kinder der Armen bei ihrem Broterwerb ausgefetzt sind, lehrt wieder folgendes Vor- kommen: die kaum 15-jährige Tochter einer Botenfrau, die seit sechs Jahren Wittwe ist und drei Kinder zu ernähren hat, muß ihrer Mutter in deren schwerem Broterwerb, beim Austragen von Zittungen, hilfreich zur Hand gehen. Da die Frau des Abends auch nach Stralau Zeitungen zu besorgen hat, so mußte das Mädchen öfters allein diese Besorgungen machen. Seit längerer Zeit weigerte sich nun das Mädchen, allein nach Stralau zu gehen, insbesondere zu einem bestimmten Kunden dortselbst. Der Grund hierfür lag, wie die Mutter dieser Tage aus eigener Anschauung eroberte, darin, daß eine dortige „Standesperson“ dem Mädchen, wie sich weiter herausstellte, schon seit dem Som- mer, wenn das Mädchen den Sommergästen in Stralau Zittungen brachte, in frivolster Weise nachstellte, es mit Redens- arten belästigte und selbst vor bedenklichen Handgreiflichkeiten nicht zurückschreckte. — Die Kinder der Reichen werden behütet und bewahrt vor allen Anfechtungen, die Kinder der Armen sind allen sittlichen Gefahren ausgefetzt. Geräth so ein armes Kind

auf Abwege, dann räumpfen die Zugenbolbe die Nase und bre- den Stad über denselben. Und doch trifft zumeist die Re- die Schuld! Auch der Stralauer Patron ist „Kontier“!

Weibliche Reize werden bekanntlich nicht nur in Kellnerin- kneipen, Tingeltangeln, Spezialitäten-Theatern als Lockmittel verwendet, sondern auch auf „Wohlthätigkeits“-Bazaren, bei Beranstaltungen auf den Besuch der zahlungsfähigen Lebenden angewiesen sind. Manchmal stehen aber diese die Lustern- anregenden Schaustellungen gar nicht in Einklang mit der „S- lichkeit“ der Beranstaltung oder dem „idealen“ Zweck, zu welchem der Ertrag verwandt werden soll, woraus sich dann ein so interessanter Kontrast ergibt. So beabsichtigt der „Bele- Hausfrauen-Verein“ die Mittel zu der bevorstehenden „Fest- rung braver Dienstboten“ durch ein Herbst-, Jahrmartens- und Erntefest aufzubringen. Der Vorstand verkündet darüber den Zeitungen: „Ein Festkomitee von 30 Damen hat Vor- getroffen, daß sich das Publikum in einem Kaufse der am- testen Unterhaltungen befinden wird. Die Verkäuferinnen- schneien in National- und Charakterkostümen, beliebte Kunst- und Künstlerinnen haben ihre Mitwirkung zugesagt, Sch- aller Art werden mit Spiel, Tanz, Gesang und komischen St- trägen abwechseln, ein Kränz junger Damen hat seine Mit- lung zugesagt.“ Was soll man sich bei diesen „National- Charakterkostümen“ denken? Doch wohl nichts Anderes als in Kellnerinnenkneipen und Tingeltangeln übliche Tracht, die zu kurz und unten nicht lang genug ist. Wir behaupten, daß Frau Morgenstern, welche diesen Theil des in Aussicht- gestellten Amüsaments so ausdrücklich hervorhebt, damit eine In- kulation auf die Schaulust der Herren beabsichtigt. Aber die Wirkung kommt ihre Ankündigung auf dasselbe hinaus. Die Bourgeois-Jugend diese Ankündigung liebt, so wird sie unwillkürlich an die berüchtigten Reklamezettel der „Damen- denken und den Festsaal nachher mit ähnlichen Empfindun- betreten wie eine Kellnerinnenkneipe. Das wird aber zu- Bichtigkeit des „Hausfrauen-Verein“, welcher die Bichtigkeit Dienstmädchen belohnen will, schlecht passen.

Sonntagsfeier.

Von Robert Pruy.

Was schwebt dort auf des Wohltauts Schwingen
Zu mir herüber durch die Luft?
Ich hör' es rauschen, hör' es klingen
In süßem, morgenlichem Duft:
Das ist die Orgel, die die Glocken
Und der Posaunen ernster Klang;
O hoch, sie laden mich und locken
Zu einem längst entwöhnten Gang.

Sieh, vor der Kirche, welch' Gedränge!
Bom Staub des Berlektages rein,
Drängt Alt und Jung in hunder Menge
Sich in das Heiligthum hinein.
Und hier, in sonntäglichem Kleide,
Den Kranz in glanzgefrühtem Haar,
Gesenkten Aug's, doch Augenweide:
Der Jungfrau'n wunderholde Schaar.

Sie gehen all' mit leisen Schritten,
Erwägend ihres Herzens Noth,
Sie wollen beten, wollen bitten
Um Haus und Hof und täglich Brod!
Daß sich die Krankheit endlich wende,
Daß auf dem Feld die Frucht gedeih',
Und daß die Arbeit ihrer Hände
Mit gutem Zins gesegnet sei.

O Wahn des Glaubens, süße Stille,
In der das Herz sich selbst verlor,
Du meiner Kinderwelt Idylle,
Was freigest Du heute mir empor?
Und würde mir die Welt zu eigen
Und neigten alle Sterne sich:
Ich könnte doch mein Knie nicht neigen,
Nicht Deine Psalmen rühren mich!

Denn andre Glocken hör' ich tönen,
Ein anderes Lied steigt himmelwärts,
Und anders strömt mit mächt'gem Dröhnen
Drommetenklang mir in das Herz:
Wir stehen auch gedrängt in Schaaren,
Wir Männer, die der Tag erweckt!
Doch keinen Kranz in unsern Haaren,
Mit Rhythmen nur das Schwert bedeckt!

Wir glauben auch an einen Morgen,
An einen Sonntag hell und licht,
Der, bliden Augen noch verborgen,
Die Wolken endlich doch durchbricht!
Wir beten auch — unausgesprochen,
Ein Hauch, der unsre Brust durchweht,
Ein stummer Schwur, ein Herzenspochen,
Und eine That, das ist Gebet!

Drum sollt Ihr uns nicht gottlos schmähen,
Kennt uns nicht Keher, treibt nicht Spott!
Auch hier, wo unsre Fahnen wehen,
Der freie Geist ist auch ein Gott!
Bon allem Finstern, allem Bösen,
Bon Sklaventritten, groß und klein,
Er wird noch einmal uns erlösen,
Noch einmal unser Heiland sein.

Laßt denn geduldig, ohne Grollen
Uns wandeln auf verschied'nem Pfad:
Sei Jeder nur getreu im Wollen,
Nur Jeder männlich in der That!
Dann Deinen Glauben, Deinen Fronnen,
Mit Liederklang, mit Schwertertschlag,
Dann wirft auch Du uns endlich kommen,
Du, unser Sonntag, Freiheitstag!

Sinnprüche.

Ob Du wachest oder ruhest,
Denke feld, daß Du dich selbst nicht lebest,
Was Du lässest oder thuest,
Nie vergiß, daß Du ein Beispiel gebest.

Wer mit Schweiß und Blut erkämpfte nur die Kleinfle-
Raums,

Tauscht mit dem nicht, der die Sterne saht im Nehe seiner
antwort

Je mehr die Liebe giebt, je mehr empfängt sie wieder,
Darum versiegen nie des echten Dichters Lieder.
Wie sich der Erdschoß nie erschöpft an Luft und
Denn Alles, was er giebt, flieht auch in ihn zurück.
Rel
große A
macht.
antwort
daß
schwen
nennen
wende f
Reliquie

Druck von Fr. Meyer & Dinkpeter, Hamburg, Rosenstraße